

**READER
BELLETRISTIK
FRÜHJAHR 2021**

Picus Verlag



Unverkäuflicher, unkorrigierter Leseproben-Reader

**READER
BELLETRISTIK
FRÜHJAHR 2021**

Copyright © 2021 Picus Verlag Ges.m.b.H., Wien
Alle Rechte vorbehalten
Abbildung Titelseite: © Bushko Oleksandr/shutterstock
www.picus.at

PICUS VERLAG WIEN

INHALT

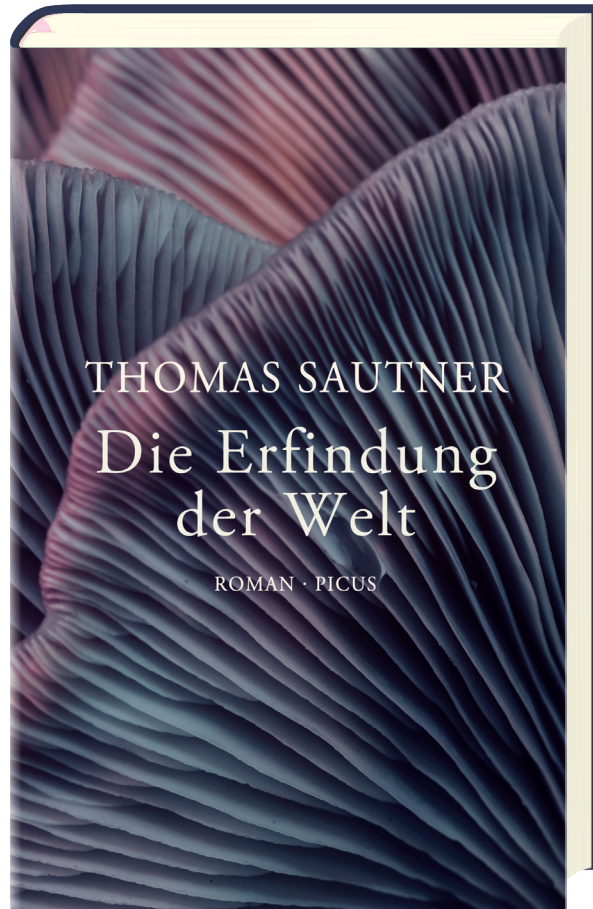
Thomas Sautner
DIE ERFINDUNG DER WELT
9

Louise Juhl Dalsgaard
GENUG
31

Felix Kucher
SIE HABEN MICH NICHT GEKRIEGT
47

Ivan Ivanji
CORONA IN BUCHENWALD
69

Susanne Falk
JOHANNA SPIELT DAS LEBEN
87



*408 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag,
farbigem Vor- und Nachsatzpapier und Lesebändchen
ISBN 978-3-7117-2103-7, €24,-
eISBN 978-3-7117-5439-4, €18,99*

Erscheint am 24. Februar 2021

THOMAS SAUTNER

DIE ERFINDUNG DER WELT

ROMAN

ÜBER DAS BUCH

Was macht das Leben aus? Thomas Sautner entführt eine Autorin ins unendliche Labyrinth der Gedanken und lässt sie zwischen den ganz großen Fragen der Existenz wandern.

Die Schriftstellerin Aliza Berg erhält einen anonymen Brief mit dem großzügig honorierten Auftrag, einen Roman zu schreiben, mit keinem geringeren Thema als dem Leben. Sie soll es mit frischem Blick neu entdecken und unvoreingenommen davon erzählen – am Beispiel einer vorgegebenen Gegend und all ihrer Bewohner. Auf der beigelegten Landkarte scheint das markierte Gebiet allerdings gänzlich unbewohnt zu sein.

Aliza reist also nach Litstein, findet Logis bei Gräfin und Graf Hohensinn und beginnt mit ihren Recherchen. Dabei begegnet sie der eigensinnigen Kristyna in ihrem Haus im Wald ebenso wie dem Eigenbrötler Jakob und dem Trafikanten Peter. Aber vor allem eröffnen sich ihr die wesentlichen Dinge: die Unendlichkeit der Gedanken, die Zartheit und Wucht der Natur und die Kraft der Liebe.



Foto © Birgit Edlhofer

DER AUTOR

Thomas Sautner wurde 1970 in Gmünd geboren, heute lebt er im nördlichen Waldviertel sowie in Wien. Neben zahlreichen Essays und Erzählungen erschienen im Picus Verlag seine Romane »Fuchserde«, »Milchblume« und »Die Älteste«, 2017 »Das Mädchen an der Grenze« und 2019 »Großmutterns Haus«. www.thomas-sautner.at

PROLOG

- G -

Das Leben ist ein fremder Ort, weit aus der Zeit. Bis es dich unversehens packt, mitreißt und in eine Gegenwärtigkeit schießt, die dein Innerstes nach außen kehrt, dein Herz rasen lässt, dich an Neuland schwemmt.

»An Neuland wie einen Lurch?«

»Oh ja, wie einen Lurch. Einen, der japsend froschig erwacht und um sich blickt und staunt, als wär's sein erster Tag, und der die neue Welt vor lauter Glück gar nicht glauben kann.«

So blödelten wir, doch das war später, als wir einander schon besser kannten. Zuvor steckten wir noch in einer anderen Atmosphäre fest, lief es noch so: »Ein Froschmännchen denkt vierundsechzigmal am Tag an Sex, ein Froschweibchen einmal öfter.« Wie beiläufig sagte er das so dahin. Als hätte er zufällig einmal mitgezählt! Ich beließ den Blick auf dem Spiegel des Teichs, umschlang meine zur Brust gezogenen Knie und überlegte einen Konter.

»Der Mensch«, sagte ich und sah ihn an, »ist die einzige Tierart, die so tut, als dächte sie überhaupt nicht daran. Ein Menschenweibchen trifft auf ein Menschenmännchen, denkt an Sinnlichkeit und beginnt in der Sekunde danach ein Gespräch übers Wetter. Oder ein Menschenmännchen: trifft auf ein Menschenweibchen und erzählt irgendwelche Fantasiegeschichten über Frösche.«

Die Parade saß. Er blickte mich stutzig an, machte »hm« und schwang sich auf die Beine.

Lange saß ich allein. Über mir stand der zunehmende Halbmond und wunderte sich kein bisschen.

An jenem Abend war ich seit etwa zwei Wochen in der Gegend. Seit zwei Wochen auf Recherche für einen Roman, von dem ich noch nicht wusste, ob ich ihn schreiben würde. Begonnen hatte es mit diesem Brief.

Sehr geschätzte Aliza Berg!

Erlauben Sie, dass ich sofort zu meinem Anliegen komme. Mein Wunsch ist, Sie mögen in meinem Auftrag, doch in völliger literarischer Freiheit, einen Roman schreiben. Zwei Bitten erlaube ich mir zu äußern. Der Roman soll das Leben zum Thema haben. Ist das nicht ohnehin das Größtmögliche, das sich eine Schriftstellerin vornehmen kann, liebe Aliza Berg? Und ist es nicht auch so, dass Literatur geradezu die Pflicht hat, aufs Ganze und gegen jede Vernunft immer nur aufs Ganze zu gehen? Die höchsten Gipfel, die hellsten Himmel? Das Leben – seine Geheimnisse, die offenkundigen und die verborgenen.

Ich kenne und liebe Ihren Roman »Selatura«, daher bin ich gewiss, dass Sie, geschätzte Aliza Berg, mehr als nur ausreichend Verstand und Gefühl mitbringen für dieses Vorhaben, und darüber hinaus etwas Entscheidendes: einen frischen, unvoreingenommenen Blick.

Beiliegend finden Sie eine Landkarte, und damit komme ich zu meiner zweiten Bitte. Mein Wunsch ist, dass Sie das Leben exemplarisch anhand der auf dieser Karte markierten Region und aller ihrer Bewohner beschreiben, dass Sie dem Leben hinter die Kulissen blicken, es erforschen, gleichsam mit Mikroskop und Teleskop, es mit unbestechlichen Augen wie neu entdecken – und damit womöglich erstmals wahrhaftig.

Sehr geschätzte Aliza Berg, Geld spielt in dieser wichtigen Sache keine Rolle, es wäre mir eine Ehre, die Sie mir hoffentlich gewähren, mich gebührend für Ihre Arbeit zu bedanken. Vorerst habe ich mir erlaubt, einen fünfstelligen Geldbetrag auf Ihr Konto zu überweisen. Sie alleine entscheiden, ob es sich dabei um eine erste

Anzahlung handelt oder – sollten Sie zu meinem Bedauern kein Interesse für dieses Romanprojekt hegen – um ein Geschenk, eine symbolische Wertschätzung Ihres bisherigen literarischen Werkes.

Zuletzt verzeihen Sie bitte, dass ich meinen Namen nicht nenne. Er spielt keine Rolle, nie spielen Namen eine Rolle, nur das Werk zählt, nur das Leben. Doch das, liebe Aliza Berg, wissen Sie wohl besser als jede andere.

Hochachtungsvoll!

G.

Zuerst reagierte mein Körper. Ein Schauer strich über meinen Nacken, meine Arme. Ich duckte mich.

Dieser Brief war ein Überfall, eine Grenzübertretung und: eine verführerische Möglichkeit. Der Mensch mag aus tausend widersprüchlichen Teilchen bestehen, mein draufgängerischstes war drauf und dran, die Sache im Alleingang für mich zu entscheiden. Spring! Zögere nicht! Nimm die Einladung an! Ohne Geldsorgen und Zeitdruck tun, was du ohnehin tun willst: dem Leben ins Innerste schauen, es dir schreibend unter die Haut jagen. Spring!

Dann reagierte mein Verstand: Das Ganze ist ein Scherz, irgendein Schriftstellerkollege versucht, dich zum Narren zu halten!

Ich stieg ins Onlinebanking ein.

Der Kontostand betrug zwanzigtausendsiebenhundertfünfundzehn Komma zwölf. Nach dem Eingang von zwanzigtausend. Jemand hatte mir, einfach so, zwanzigtausend überwiesen!

Wie ich mich freute! Wie es mich erleichterte! Und: welchen Schauer es mir versetzte.

Wer war dieser Mensch?

Ich griff nach dem zweifach gefalteten Brief. Wer schrieb überhaupt noch Briefe? Diesmal las ich die Zeilen langsam. *Erlauben Sie, dass ich sofort zu meinem Anliegen komme. Mein*

Wunsch ist, Sie mögen in meinem Auftrag, doch in völliger literarischer Freiheit, einen Roman schreiben. Wie direkt, wie selbstsicher! Und das in diesem altmodisch höflichen Ton: *Mein Wunsch ist, Sie mögen in meinem Auftrag ...* Ich stellte mir den Schreiber als älteren Herrn vor. Schon beim ersten Mal, als ich die Zeilen nur überflogen hatte, war vor meinem inneren Auge das Bild dieses sonoren Herrn mit Weste und Lesebrille aufgetaucht. Und er saß in einem Ohrensessel, ja, einem Ohrensessel wie in diesen alten Krimis, und vor ihm, das musste sein, loderte Feuer im offenen Kamin. Den Brief hatte er seinem Sekretär diktiert, der ihn auf einer museumsreifen Schreibmaschine getippt hatte, mit seinen knöchigen Fingern hatte er auf die Tasten eingeklopft. Tack. Tack tack, tack.

Weil das freilich Unsinn war, beschloss ich, den Text möglichst unvoreingenommen zu lesen, in der Hoffnung, herauszufinden, wer sich dahinter verbergen mochte. Abgeklärt wie eine Forensikerin wollte ich vorgehen, wie eine Profilerin, um dahinterzukommen, was dieser Mensch tatsächlich von mir wollte, abgesehen von einem Roman, und ob ich ihm über den Weg trauen konnte. An Stil, Wortwahl und Satzmelodie wäre abzulesen, was von ihm zu halten war. Ich würde das Schreiben röntgen, Satz für Satz, Wort für Wort, und dahinter käme, nach und nach, er zum Vorschein. An seinen Worten würde ich ihn erkennen.

Zwei Bitten erlaube ich mir zu äußern. Welch zurückhaltende Höflichkeit! War sie aufgesetzt oder echt?

Gleich danach der unmissverständliche, fast gebieterisch erteilte Auftrag: *Der Roman soll das Leben zum Thema haben. Ist dies nicht ohnehin das Größtmögliche, das sich eine Schriftstellerin vornehmen kann?* Natürlich war es das Größtmögliche. Es abzulehnen, vom Leben zu schreiben, wäre absurd gewesen, noch dazu, weil sich unter dem Arbeitstitel Leben ohnehin über alles

schreiben ließe, jede Autorin musste da zustimmen. Wo war also der Haken an der Sache?

Und dann, im ersten Absatz schon diese freundschaftliche Anrede: Nicht mehr wie zu Beginn sehr geschätzte, sondern mit einem Mal *liebe Aliza Berg* – was für eine Handreichung, was für eine zuckersüße Einladung. Hier schrieb jemand, der mit Worten und Stimmungen umzugehen verstand. Wozu aber brauchte er dann mich? Wieso schrieb er seinen Roman nicht selbst?

Und weshalb die nächste Passage, warum diese Moralpredigt: *Und ist es nicht auch so, dass Literatur geradezu die Pflicht hat, aufs Ganze und gegen jede Vernunft immer nur aufs Ganze zu gehen? Die höchsten Gipfel, die hellsten Himmel? Das Leben – seine Geheimnisse, die offenkundigen und die verborgenen.*

Worauf spielte er an? Wollte er sichergehen, dass ich ausreichend motiviert war, um *aufs Ganze* zu gehen? Welche Neugier sollte bei mir geweckt werden mit der Anspielung von wegen *Geheimnisse, die offenkundigen und die verborgenen?*

Darauf folgte, dramaturgisch schlaue, eine Mischung aus Besänftigen, Ablenken und Honig-ums-Maul-Schmierer: *Ich kenne und liebe Ihren Roman »Selatura«, daher bin ich gewiss, dass Sie, geschätzte Aliza Berg, mehr als nur ausreichend Verstand und Gefühl mitbringen für dieses Vorhaben, und darüber hinaus etwas Entscheidendes: einen frischen, unvoreingenommenen Blick.*

Der neuralgische Moment in diesem Absatz war die als Kompliment kaschierte Ermahnung: Etwas *Entscheidendes* also hatte ich mitzubringen, einen *frischen, unvoreingenommenen Blick*. Als ob das nicht bei jeder ernst zu nehmenden Schriftstellerin vorausgesetzt werden dürfte. Die Botschaft musste also eine andere sein: Hatte der Briefschreiber Sorge, ich könnte die Szenerie vor Ort ebenso voreingenommen sehen wie alle anderen? Wovor warnte er mich?

Danach kam, der Absender machte es deutlich, die wichtigs-

te Passage. Sie enthielt das einzige Wort im Brief, das er für nötig befunden hatte zu unterstreichen: *Beiliegend finden Sie eine Landkarte, und damit komme ich zu meiner zweiten Bitte. Mein Wunsch ist, dass Sie das Leben exemplarisch anhand der auf dieser Karte markierten Region und aller ihrer Bewohner beschreiben.*

Aller ihrer Bewohner. Er hatte Sorge, ich könnte jemanden übersehen. Jemand für ihn Besonderen. War es das, worauf er es abgesehen hatte? Ging es ihm im Grunde nur um einen besonderen Menschen? Wollte er mich als Spionin einschleusen? War es das, was er meinte, wenn er schrieb: ... *dass Sie dem Leben hinter die Kulissen blicken, es erforschen, gleichsam mit Mikroskop und Teleskop, es mit unbestechlichen Augen wie neu entdecken – und damit womöglich erstmals wahrhaftig.*

Ich legte das Schreiben zur Seite und griff nach der beigelegten Kopie eines Landkartenausschnitts. Das mit Rotstift umrandete Gebiet schien unbewohntes Grenzland zu sein. Wenn ich die Schraffierungen richtig deutete, bestand die Gegend neben Wald aus nichts als Teichen und Wiesen. Großartig, der Typ war ein Spinner.

Wie als Provokation lag unmittelbar außerhalb der roten Markierung eine Ortschaft, innerhalb der von Hand gezogenen Grenze der Romanhandlung aber: nichts. Nichts als Pampagrün in verschiedenen Nuancen.

Ich nahm meine neue Hornbrille. Ich brauchte sie nicht, sah ohne sie sehr wohl noch ausreichend, hatte sie mir auch nur zugelegt, weil mir mein Augenarzt damit auf die Nerven gegangen war, aber meinerwegen, wenn es um Feinheiten ging, machte sie vielleicht einen Unterschied. Als ich mich erneut über die Karte beugte und diesmal genauer hinsah, konzentrierter, war da doch Leben. Mitten im Forst lag ein Haus und, vielversprechender, mein Möchtegern-Auftraggeber hatte mit seiner Linienziehung zwar den benachbarten Ort ausgenom-

men, etwas am Übergang von Wald und Ortschaft aber verschont. Auf der Landkarte war es mit Kreis und senkrechtem Fähnchen eingezeichnet. Ich brauchte keine Kartenlegende, um das Symbol zu deuten, bei dem Ding handelte es sich um eine Burg oder um ein Schloss.

Zurück zum Brief. Formvollendet wurde mir darin versichert, dass ich mir um Geld fortan keine Gedanken zu machen brauchte und nicht etwa mir, sondern diesem Briefschreiber einen Riesengefallen täte, es reichlich anzunehmen. *Eine Ehre* wäre es ihm, dürfte er sich für meine Arbeit *gebührend bedanken*. Vorerst habe er sich *erlaubt*, eine *erste Anzahlung* zu überweisen. Er tat alles, um sich als ergeben und mich als souverän darzustellen. Es war Taktik, sollte mich milde stimmen für das, was nun folgte: Dieser Mensch kannte mich mit Vor- und Nachnamen, hatte über mich recherchiert, wusste meine Adresse, meine Kontonummer, nicht auszudenken, was noch alles, doch selbst verheimlichte er seinen Namen – und rechtfertigte sich mit einem Argument, das er bei mir gestohlen hatte: *Nie spielen Namen eine Rolle, nur das Werk zählt.* Ja, das waren meine Worte, sie standen auf der Homepage einer Schriftstellerin, die nicht unter ihrem eigenen Namen schrieb, sondern unter dem Pseudonym Aliza Berg.

Ich weiß nicht, ob das zu verstehen ist, aber mein wirklicher Name würde mich von meiner Arbeit ähnlich ablenken wie Lärm, markantes Parfum oder auffällige Kleidung. Alle Aufmerksamkeit sollte ungeteilt der Literatur gelten. Deshalb hatte ich mir auch angewöhnt, wie Bühnenarbeiter in Opern- und Theaterhäusern ausschließlich Schwarz zu tragen. Hell im Licht stehen sollte nur das Werk.

Mit den Jahren gewährte selbst das Pseudonym Aliza Berg zu wenig Freiheit. Es war zur Marke geworden, machte sich wichtig. Meinen jüngsten Roman hatte ich deshalb ganz abge-

nabelt von mir, von Beginn an war vereinbart, dass er unter der Obhut und dem Tarnnamen eines befreundeten Schriftstellers erscheinen sollte, niemand außer uns und unserem Verleger wusste davon. Der Freund übernahm es sogar, Lesungen aus dem Roman zu halten und Interviews zu geben. Wir hatten kindischen Spaß daran, unser Geheimnis als Innovation zu feiern, als neue literarische Freiheit, nämlich der Freiheit des Buches von seiner Autorin.

Nie spielen Namen eine Rolle, nur das Werk zählt, nur das Leben. Doch das, liebe Aliza Berg, wissen Sie wohl besser als jede andere.

Hochachtungsvoll!

G.

Kein Absender also, das war unangenehm genug. Doch weshalb auch noch dieser provokante Buchstabe G? Was sollte das denn? G wie Gott? Hielt er sich für allmächtig? Am Anfang war das Wort? Und das Wort erschuf das Leben, erschuf einen Roman? Hochachtungsvoll G?

Oder hieß der Typ einfach Gustav? Nannte sich G wie Gönner? War ein mir unbekannter Großonkel, Großcousin? G.

Ich traute ihm nicht. Er versteckte sich zwischen den Zeilen. Dieser ältere, vermögende Herr (mit Kaschmirsakko und Schalkrawatte, im Ohrensessel vor dem offenen Kamin sitzend), dieser Bildungsbürger, Großindustrielle, Schlossherr, Burggraf, dieser wer auch immer, er führte etwas im Schilde. Es war nicht nur der Roman, der ihn interessierte. Er hatte eine versteckte Absicht. Das war meine Analyse. Und diese Analyse ergab: Nein, tu es nicht. Und unmittelbar nachdem meine Analyse das ergeben hatte, stand fest: Ich mach's.

Sämtliche Zweifel, Argumente, Unwägbarkeiten – sie waren nebensächlich. Ich konnte einen Roman schreiben, *in völliger literarischer Freiheit*. Und Geld gäbe es mehr als genug.

Ich würde mich nicht von diesem Typen beeinflussen lassen. Ich war unabhängig. Ich war erfahren. Ich würde einen Roman schreiben, ein Werk. Nur das zählte.

Fahrig wie eine Getriebene, wie eine von unbekannter Macht Gehetzte, sah ich mich in der Wohnung um. Und begann zu packen. Ich würde hinfahren, einfach einmal hinfahren, mir ein Bild machen, es verpflichtete mich ja zu nichts, wo war das Risiko? Hatte ich denn groß etwas zu verlieren? Ach, was!

G, ich komme.

ERSTER TEIL

- 1 -

Ich hatte mich so weit im Griff, dass ich nicht Hals über Kopf noch am selben Tag losfuhr. Stattdessen recherchierte ich über die auf der Landkarte eingezeichnete Burg, ihre Besitzer und das vom Briefschreiber rot umrandete Gebiet. Weil ich für den nächsten Tag fit sein wollte, ging ich abends früh ins Bett, wälzte mich von einer Seite auf die andere, fand auch mit Atemübungen und Baldriantropfen nicht in den Schlaf, sah um ein Uhr dreiundvierzig zum x-ten Mal auf den Radiowecker, fuhr hoch, nachdem ich endlich eingeschlafen war, träumte Verrücktheiten und brach schließlich in aller Herrgottsfrüh auf, um zwei Stunden später, nach einer Autofahrt wie in Trance, aschbleich und zittrig in der Gegend anzukommen. Welker Weberknecht. Gekleidet in Schwarz. Großartig.

Schloss Litstein war seit 1717 im Besitz der Familie Hohensinn, eines böhmisch-österreichisch-deutsch-niederländischen Adelsgeschlechts, dem es als Wohnsitz diente, weshalb es *nicht öffentlich zugänglich* war, wie ich bei Wikipedia erfuhr. Das Anwesen lag am Rand der Zweitausend-Einwohner-Gemeinde Litstein auf einem Felsbuckel und bestand neben dem *Neuen Schloss* aus einer *mittelalterlichen Burg* sowie einem am Fuß des Felsens errichteten Meierhof und mehreren Wirtschaftsbauten.

Zum Besitz gehörten zwölftausend Hektar Wald samt einem

Dutzend teils seegroßer Fischteiche. Nur die drei kleinsten lagen innerhalb der roten Markierung, der große Rest außerhalb und zudem jenseits der Grenze, wo die Familie Hohensinn ebenfalls menschenleeres Land besaß. Natur so weit das Auge reichte. Das einzige Gebäude diesseits der Grenze, das ich auf der Landkarte entdeckt hatte, erwies sich als altes Forsthaus.

Die Burg Litstein tauchte bereits auf, als ich noch etliche Kilometer entfernt war. Wie ein einsamer Finger ragte ihr Turm aus dem Meer des Waldes. *Ihr Turm ragte wie der Finger eines Ertrinkenden aus dem Meer des Waldes*, so hätte ich es auch schreiben können, aber die Schriftstellerin in mir befand, dass das dem Ort der Romanhandlung eine zu düstere Stimmung verpasst hätte. Da sehen Sie wieder: Selbst wenn Romane auf wahren Begebenheiten beruhen, heißt das gar nichts. Auf die Wahrheit ist kein Verlass. Warum sollte es bei Romanen anders sein als im übrigen Leben. Schließlich hat schon ein Staubkorn mehr als zwei Seiten. Was soll als Wahrheit gelten? Die, betrachtet von oben, unten, rechts oder links? Die gestrige, heutige, übermorgige? Man müsste sich schon wie ein Quantenteilchen herzkopfüber hineinstürzen können in die Menschen, die Dinge und die Ereignisse, um zu erleben, was sie ausmacht. Dann wüsste man mehr über die Welt als sie selbst.

Ich reduzierte das Tempo. In einer breiten, den Horizont einnehmenden Welle rollte eine bewaldete Hügelkette hinterwärts an die Burg heran. Darüber standen aufgefädelt Wölkchen. Sie verrieten, dass in Litstein an diesem Tag der Himmel nach unten gerutscht sein musste, so viele Etagen tief, dass die Wölkchen bäuchlings bereits von den Wipfeln der Fichten und Tannen geneckt wurden. Erde und Himmel berührten einander. Wie lange würde es dauern, bis die Wölkchen es nicht mehr aushielten, sich ganz hingeben würden, völlig aufgelöst?

Eine Weile noch rollte mein Auto hügelab dem Tal entgegen. Während zur Rechten der Wald immer näher rückte, lagen zur Linken einzelne Höfe, glitzernde Teiche, Weideland. Ich genoss es, talwärts zu gleiten. Als flöge ich dem Himmel zu. Erst ganz zuletzt fiel das Gelände stärker ab. Anstatt wie bisher leicht Gas zu geben, war es nötig, dem Wagen Geschwindigkeit zu nehmen. Ich bremste gegen die Gravitation, fuhr auf Litstein zu.

Beim Passieren der Ortstafel irritierte mich etwas. Irgendetwas Befremdliches, oder war es etwas Vertrautes, war mich angesprochen von der Seite her. Von der Wiese über den Straßengraben war es zu mir gehuscht, dann blitzte ein morgendlicher Sonnenstrahl, der sich an der Scheibe brach, und schon war ich zu weit, um zu sehen, was es gewesen war.

Zuerst einmal würde ich zum Marktplatz fahren, dort lag Litsteins einziges Hotel, ich hatte ein Zimmer reserviert. Einfach ausrasten, ankommen, einen Kaffee trinken, mich frisch machen. Das alles in einer halbwegs sinnvollen Reihenfolge, am besten mit dem Kaffee zu Beginn, ja, zuallererst brauchte ich einen Kaffee. Ich parkte den Wagen direkt vor dem Hotel zur Post, nahm es als gutes Omen, dass exakt vor dem Eingangsportal eine Parklücke frei war. Das mochte ich auf dem Land, die freien Parklücken.

»Jo do schau her! Grüß Gott!« Und die Freundlichkeit der Leute, die mochte ich auch. Kaum war ich aus dem Auto draußen und schon begrüßt. Eine ältere Dame mit Hund.

»Guten Morgen!«, antwortete ich und sie blieb stehen, strahlte mich an wie eine gelungene Überraschung, schüttelte, als könnte sie so viel Glück kaum fassen, die blaustichig dauergewellte Frisur, zerrte ihr Hündchen zur Seite, um mir Platz zu machen, und ließ ihrer Stimmung freien Lauf, indem sie mir ein weiteres »Grüß Gott« wünschte, das ich höflich nickend entgegennahm, wie es sich gehörte für eine so herz-

lich empfangene Fremde, und ich wiederholte dieses Lächeln und Nicken gerne, wenn auch etwas irritiert, als sie, da war ich an ihr vorbei und hatte die Hand schon an der Hoteltür, mir nachrief: »Willkommen, herzlich willkommen!«

»Ah, Frau Berg!«, begrüßte mich, ich war kaum eingetreten, ein stattlich runder Mann, und sein Schnauzbart vibrierte, als hätte auch er an diesem Morgen nichts anderes herbeigesehnt als mich.

»Lisi kum, na kum scho, d' Frau Berg is do!« Er flüsterte es zischend Richtung Nebenraum, aus dem auch gleich Lisi herausgeschossen kam, mit glühenden Backen. Nebeneinander standen sie hinter der Rezeption. Und betrachteten mich. Erwartungsvoll.

Ich mache nie auf Diva, es liegt mir wirklich nicht, aber diese Szene schien mir den Verstand zu vernebeln und so fragte ich, freundlich aber doch nachdrücklicher, als es nötig gewesen wäre, ob ich auf der Stelle, gleich mit dem Beziehen des Zimmers, zwei große Tassen Mocca nach oben serviert bekommen könnte.

»Oje«, sagten die Lippen unter dem Schnauzbart, ich sah es wie in Zeitlupe, vielleicht, weil mein Kreislauf noch nicht so recht wollte an diesem Morgen. »Z...i...m...m...m...m...e...e...r«, sagten die Lippen unter dem Schnauzbart, und nun beschleunigten sie: »ist leider keines frei.« Schließlich sei Frühsummer, Hochsaison. Alles voll.

»Owa an Kaffee kennan S' scho haum.« Lisi nickte aufmunternd. Ergänzte, weil ich nicht reagierte, »einen Kaffee kann ich Ihna schon machen.« Wie rührend, sie sprach eigens Hochdeutsch mit mir.

»Aber ich habe doch reserviert«, sagte ich. (Der Gastaufttritt der Diva war vorbei, ich war wieder ganz ich.) »Wie kann es sein, dass kein Zimmer frei ist, ich habe reserviert, gestern, telefonisch.«

Der Schnauzer schien ebenso ratlos wie ich.

»Sie müssen bitte verzeihen«, sagte Lisi, »weil wissen S', wir haben uns so gefreut, Ihna kennenzulernen, da wollten wir, wissen S', Ihna nicht absagen. Aber Zimmer haben wir keins mehr frei.«

...

»Das macht aber nix«, sagte der Schnauzer Sekunden später.

»Genau«, sagte Lisi, »das macht nix, weil es gibt eh ein Zimmer für Ihna, viel schöner noch als bei uns. Drüman«, sie hob ihren Arm, als zeigte sie nur ums Eck, »drüben halt, gleich derübern gibt's eh a Zimmer für Ihna, im Schloss.«

»Wissen Sie, Frau Berg, wir wollten Sie nur kennenlernen«, wiederholte der Patron des Hauses, als hätte er einen Teil des vorangegangenen Gesprächs träumend verschlafen. »Das war halt unser Wunsch, Sie kennenzulernen, Frau Berg.« Und dann, als betonte er es, um den ungläubigen Teil von sich zu beeindrucken: »Frau! ... Aliza! ... Berg!«

Ich hatte vier Romane unter diesem Namen veröffentlicht. Ich fragte, welches meiner Bücher sie gelesen hätten. Die Reaktion der beiden war eine Melange aus Verblüffung und grundehrlicher Heiterkeit. Nein, nein, Buch hätten sie keines gelesen von mir, sie, Lisi, lese nur Krimis, früher auch Liebesromane, aber nun nur noch Krimis, und Hubert, gell Hubert?, Hubert habe es überhaupt nicht so mit dem Lesen. Nein, aber in der Zeitung, da sei die Frau Schriftstellerin *drinnen*.

»In welcher Zeitung?«

... Na im *Heimatblatt*. Da sei sie drinnen.

Im *Heimatblatt*. Und was sei da gestanden?

Na eben dass sie komme, die bekannte Schriftstellerin eben, sie eben, Aliza Berg, und dass sie herkomme, um einen schönen Roman zu schreiben, über die Gegend und die Leut.

Einen Roman? Einen schönen? Über die Gegend? Und die Leut?

Lisi und Hubert nickten.

Hubert griff beidhändig nach unten, seinen Bauch als Rampe nutzend. Das Kleinformat musste die ganze Zeit aufgeschlagen vor ihm gelegen sein. Sachte hob er es nach oben aufs Pult der Rezeption und drehte es in meine Richtung.

Lisi und Hubert hatten kein Wort erfunden. Ich besah die Doppelseite der Zeitung, das riesige Aufmacherfoto von mir und die fette Schlagzeile.

Ich kann nicht beschreiben, wie sauer ich war.

G!

Er hatte es nicht für nötig empfunden, meine Entscheidung abzuwarten. Hatte das lokale Tratschblatt über meine bevorstehende Ankunft informiert, meine Rechercheabsichten, meine Romanpläne! Bevor ich eingewilligt hatte!

Vor mir, lange vor mir hatte G sich angemaßt zu wissen, wie ich mich entscheiden würde. Hatte es schon zu wissen geglaubt, als ich noch nicht einmal von seiner Idee und seinem Brief ahnte, ja besaß bereits Sicherheit über mich, als ich noch nicht einmal von seiner Existenz wusste. Von Anbeginn war G im Besitz dieser unheimlichen Gewissheit gewesen: dass ich gar nicht anders konnte, als ihm ... aufs Wort zu folgen.

Ich starrte noch immer in die Zeitung, starrte auf das Foto von mir, auf die Zeilen, die beschrieben, was ich tun würde. Mein Impuls war, grußlos hinauszurennen, ins Auto zu springen und zurück in die Stadt zu flüchten. Hätte sich mir in diesem Moment jemand in den Weg gestellt und prophezeit, dass ich nicht nur die folgenden Stunden hier in der Gegend verbringen würde, sondern fast ein Jahr, ich hätte ihm ein großkalibriges »Ha!« ins Gesicht gefeuert und mitgeteilt, das könne er dem beschissenen *Heimatblatt* erzählen.

Als ich im Stechschritt das Hotel zur Post verließ (eigens nicht rennend, eigens darauf achtend, nicht gar zu aufgebracht zu wirken) und ins Auto steigen wollte, um (im Finale eigens

mit quietschenden Reifen) zurück in die Stadt zu rasen, fiel mein Blick auf das Tabak-Trafik-Schild an der gegenüberliegenden Hausfassade. Zigaretten. Zigaretten würde ich mir noch rasch kaufen. Ich kreuzte den Marktplatz. Der Stechschritt muss hier besonders entschlossen gewirkt haben, meine Absätze schossen nur so gegen das Kopfsteinpflaster.

Und dann: dieses Schaufenster, dieses Schaufenster der Tabak-Trafik. Flankiert von einfältigen Billetts für Geburten, Taufen, Hochzeiten waren: Bücher ausgebreitet. Romane! Vorwiegend: meine Romane.

»Außergewöhnlich«, sagte ich beim Eintreten, »Literatur in einer Trafik.«

Der Trafikant sah auf. »Die Leute lesen ja sonst nur so was«, antwortete er und sein Zeigefinger zuckte Richtung der illustrierten Magazine und Schundheftchen. Aber wer weiß, meinte er, vielleicht entschlössen sich die Litsteiner ja, Literatur zumindest einmal zu versuchen. »Wenigstens einmal kosten«, sagte er und lächelte zurückhaltend, über seine Augenringe hinweg. So allgemein lächelte er, nicht eigens meinewegen, oder gar mich an. Nun, vielleicht, vielleicht doch.

Falls er mich als Autorin der Bücher in seiner Auslage erkannt hatte, ließ er es sich nicht anmerken. Ich mochte diese Ungewissheit, sie schuf zwei Varianten von Gegenwart. Ich konnte mir eine aussuchen. Und gleich drauf die andere.

Der Trafikant. Eine seiner grau melierten Haarsträhnen hing zwischen mir und seinem Blick. Beiläufig rieb er sich übers Kinn, seinen Sechstagebart.

Er werde jedenfalls nicht aufhören, Bücher in die Auslage zu stellen. Und wie ich sehen könne, er breitete über dem Kassapult die Arme aus, reibe er den Kunden gute Literatur buchstäblich unter die Nase.

Sieben Bücher lagen vor mir.

Sie streckte den Arm aus und ihre Hand strich mit einem Hauch von Abstand über die Bücher, den ich zu fühlen glaubte, als Luftpolster zwischen ihr und mir.

»Wie wählen Sie die Romane aus?«, fragte ich. Sechs der sieben Titel, die in einer Reihe dicht nebeneinander auf dem Pult lagen, hatte ich gelesen, fünf davon gelungen bis großartig empfunden, über das sechste Buch konnte ich schwer urteilen, es war eines der meinen. Erschienen war es nicht unter meinem Pseudonym Aliza Berg, auf dem Buchdeckel stand der Name meines Schriftstellerfreundes.

Der Trafikant schien meine Frage nicht gehört zu haben, gedankenverloren sah er vor sich aufs Pult.

»Wie wählen Sie sie aus?«, wiederholte ich.

»Lieblingsbücher«, sagte er. »Das da sind alles Lieblingsbücher von mir. Ein Ausschnitt meines Kanons.«

»Wir scheinen einen ähnlichen Geschmack zu haben.« Ich strich abermals über die Romane, berührte sie diesmal vorsichtig mit den Knöcheln meines Zeige- und meines Mittelfingers. »Diese sechs Bücher kenne ich. Das hier nicht, ich nehme es. Und eine Schachtel Smart.«

Er schmunzelte. Diesmal war es eindeutig, er schmunzelte mich an.

»Sie wissen es, stimmt's?« sagte er. »Smart gibt's nicht mehr, sind schon lange aus dem Sortiment genommen worden. Waren die besten, wurden aber zu wenig gekauft.«

Ja, ich wusste es. Doch nach meiner Lieblingsmarke zu fragen, immer wieder aufs Neue, in jeder Trafik, bei jeder Gelegenheit, war meine Art des Protests.

»Man darf das Beste nicht aufgeben«, sagte er. »Nie darf man es aufgeben, selbst wenn es nicht mehr existiert.«

Selbst wenn es nicht mehr existiert. Der Satz klang nach in mir. Oder tut er es jetzt erst, beim Schreiben?

Er bückte sich, hantierte hinter dem Verkaufspult. Nur sein Haarschopf war noch zu sehen. Als er auftauchte, hielt er mir ein schmales Tablett entgegen, darauf lag eine einzelne Zigarette.

Es gab sie noch. Bei diesem Trafikanten gab es sie noch! Meine Lieblingsmarke! Er musste sie gehortet haben. Einen ganzen Vorrat unter seinem Pult versteckt halten. Ich sah ihn an. Schelmischer Blick. Dunkle Augenringe.

Ich war schon draußen und einige Schritte gegangen, da kam mir der Gedanke, ob ich umdrehen und es ihm sagen sollte, es ihm einfach sagen sollte. Dass ich vorgehabt hatte, aus Litstein abzureisen, zu flüchten aus dieser Enge, zu flüchten vor diesem G. Dass ich seinetwegen, des Trafikanten wegen aber vorerst bleiben würde. Seinetwegen und seiner Art wegen, Romane in die Auslage einer Trafik eines Zweitausend-Einwohner-Nests zu stellen. Seinetwegen und seiner Vorliebe wegen, Zigaretten und anderes hoffnungslos aus der Mode Gekommenes anzubieten. Seiner Schwäche wegen, Unvernünftiges zu tun, seiner Neigung wegen, an Verlorenem festzuhalten.

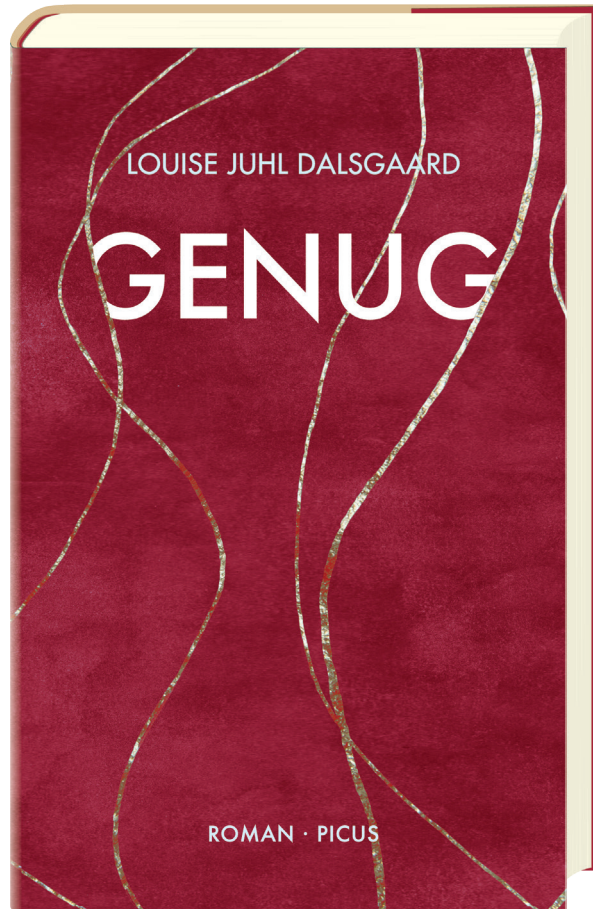
Aber das wäre doch komisch gewesen, oder? Wäre es nicht komisch gewesen, ihm das so zu sagen?

Ich ging nicht zurück in seine Trafik, sagte es ihm nicht. Und auch er hatte mir etwas bei unserem ersten Zusammentreffen verschwiegen. Nachdem er mir die Smart aus seinem Geheimvorrat geschenkt hatte, plauderten wir noch eine Weile. Währenddessen rauchte ich, genoss den Geschmack des Tabaks und das Gefühl, das ich damit verband, genoss diese Zigarette, die es draußen in der Welt nicht mehr gab. Hier aber, hier gab es sie. Mein neuer Bekannter, der Trafikant, er hatte einen Vorrat kleinen Glücks angelegt.

Damals kam ich nicht auf die Idee, erst bei meinem nächsten Besuch erkundigte ich mich, weshalb er mir beim Rauchen

zugesehen hatte, ohne sich selbst auch eine zu gönnen. Und er sagte: »Die, die ich dir gegeben habe, war meine letzte.«

Die Menschen außerhalb der von G gewählten Grenze, jener roten Markierung auf der Karte, sind irrelevant für den Roman, sind zu vernachlässigen. Sie liegen, befand G, jenseits der literarischen Wichtigkeit. Wie Sie sehen, habe ich mich nicht daran gehalten. G kann mich einmal! Der Trafikant übrigens heißt Peter. Peter Rosenberg. Die Frau mit dem Hund Hedwig Klein. Lisi vom Hotel heißt mit Nachnamen Čerlak, ebenso wie ihr Ehemann Hubert. Sie haben Namen, sie existieren. Sie sind! Die rote Linie, die ziehe ich. Ich bin hier der Diktator. Was *ich* den Figuren an Gedanken und Gefühlen einschreibe, wird ihnen zur Wahrheit. Und G? ... G?! Kann mir den Buckel runterrutschen!



*192 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
und farbigem Vor- und Nachsatzpapier
ISBN 978-3-7117-2105-1, €20,-
eISBN 978-3-7117-5440-0, €15,99*

Erscheint am 24. Februar 2021

LOUISE JUHL DALSGAARD

GENUG

ROMAN

ÜBER DAS BUCH

Zugleich unsentimental und gefühlsgeladen, voll Wärme und Leben: Ein eindrucksvoller und immer wieder erstaunlich humorvoller Roman über eine Frau, der das Leben beinahe entgleitet.

Nach einem mit Bravour absolvierten Schulabschluss entgleist das Leben einer jungen Erwachsenen, die sich in der Obsession verfängt, weniger werden zu wollen. Innerhalb eines Jahres verliert sie mehr als die Hälfte ihres Körpergewichts. Was folgt, sind wiederholte Aufenthalte in Kliniken und ein mühevoller Weg zurück.

Louise Juhl Dalsgaards poetische und wunderbar verwickelte Erinnerungstableaus erzählen von dem problematischen Verhältnis zu den Eltern, von Enttäuschungen, aber auch von herzerwärmenden und komischen Momenten. Anhand nüchterner Krankenakten skizziert sie das durchaus hoffnungsvolle Bild einer Genesung.



Foto © privat

DIE AUTORIN

Louise Juhl Dalsgaard, geboren 1973, ist ausgebildete Bibliothekarin, schreibt Lyrik und Kurzprosa und unterrichtet kreatives Schreiben. Sie hat mehrere Gedichtbände veröffentlicht. Ihr Romandebüt »Genug« erschien 2017 in Dänemark.

DER ÜBERSETZER

Gerd Weinreich studierte Psychologie, Germanistik und Pädagogik. Er lebt als Autor, Redakteur und Übersetzer aus dem Dänischen und Norwegischen in Hamburg.

Ich vertraue meine Geheimnisse einem Stein an, dann grabe ich ihn ein, weit weg, ich habe Angst, dass er sich verplappert.

Ich habe kein Gefühl in den Fingerspitzen. Es ist die Jahreszeit, gemischt mit der Angst, gemischt mit plötzlichen Krämpfen. Ein Körper hat sich in Haut und Haar eingepackt, er ähnelt etwas, was mir ähnelt. Wäre da nicht gerade die Gefühllosigkeit in den Fingerspitzen und so weiter.

Wie beschreibt man eigentlich etwas, das man nicht spüren kann – eine Phantomleere?

Ich schreibe:

»Da ist etwas tief innen in der Mitte, das nicht wehtut.«

Am 24. August 1992 schreibe ich auf einen Zettel: »Ab heute will ich gesund leben, Sport treiben und abnehmen.«

Ich bin gerade mit dem Gymnasium fertig, ich habe einen lieben, Saxofon spielenden Freund, meine Eltern sind weder gewalttätig noch auf andere Weise rabiat. Ich möchte Literaturwissenschaft studieren und klug sein, nicht nur im Kopf, sondern auch mit dem Herzen, und werde die Liebe so sehr einfordern, dass sie wirklich wird. Ich möchte die Welt spüren, nicht auf Abstand und mit Vernunft; nein, ich möchte mit dem Feuer spielen, bis ich nach Pisse rieche. Das sind natürlich hardcoremäßige Vorhaben, schwer anzupacken. Also schreibe ich stattdessen diesen kleinen Zettel und hefte ihn an meine Pinnwand: »Ab heute will ich gesund leben, Sport treiben und abnehmen.« Im Laufe von neun Monaten nehme ich vierzig Kilo ab, werde von einer Hochschule nach Hause geschickt, weil man es nicht wagt, die Verantwortung für mein Leben zu übernehmen, ziehe in eine Dachgeschosswohnung in Kopenhagen, lese Herbjørg Wassmos »Dina« und weine, weil sie so hässlich und liebenswert zugleich ist. Eine Ärztin weist mich ins Krankenhaus ein, weil sie eine Latenzzeit von mehr als fünfzehn Sekunden zwischen ihrer Frage und meiner Antwort feststellt. Nicht weil ich meine Antwort abwägen müsste, sie fragt mich nur nach meinem Namen, sondern weil mein Gehirn auf Stand-by geschaltet ist. Ich komme im Frederiksberger Krankenhaus auf eine somatische Station mit Aidskranken, Krebskranken – und dann ist da noch Hanne, so heißt sie, glaube ich. Hanne war plötzlich gelähmt. Von heute auf morgen konnte sie nicht mehr gehen. Es war Stress,

wie sich zeigte. Sie hatte über einen längeren Zeitraum ein Verhältnis mit einem Prominenten, er liebte sie sehr, wollte aber seine Frau nicht verlassen. Dieser Druck – heimlich und portionsweise zu lieben – lähmte sie. Nach sechs Wochen im Krankenhaus kann sie wieder gehen. Ich weiß nicht, was aus Hanne und ihrem heimlichen Verhältnis geworden ist, aber ich habe in *Ud & Se* gelesen, dass dieser Prominente immer noch mit seiner Frau verheiratet ist.

Während die Menschen um mich herum sterben, lahm oder gesund werden, werde ich rund um die Uhr von Medizinstudenten überwacht, die derart eifrig bestrebt sind, Verständnis für mich zu zeigen und Rücksicht auf mich zu nehmen, dass ich sie um meinen kranken kleinen Finger wickeln kann. Ich schaffe es, Essen in Jacken- und Hosentaschen und im Schlüpfertüchchen zu verstecken, Saft aus dem Fenster zu kippen und mich in die Krankenhausküche zu schleichen und meine kalorienreiche Kost gegen Diabetikerkost auszutauschen. Schließlich werde ich entlassen – auf einen Reiterhof in Hundested. Das hat mir gerade noch gefehlt. Es ist kalt und langweilig und wahnsinnig einsam, ich habe wenige Erinnerungen daran, ich bin dünn und müde und mein Gehirn ist auf Sparflamme. Aber ich kaufe mir eine Katze, Aishaa, für dreitausend Kronen, und die bekommt all die Liebe, die ich mir selbst nicht gönne. Ich esse schimmeliges Brot in der Hoffnung, dass ich krank werde und daran sterbe. Irgendwann komme ich weg von dort, fange an, Literaturwissenschaft zu studieren, hier erinnere ich mich unter anderem an Tue, Silberhose und Locken, wahnsinnig schlau. Ich hingegen bin nicht besonders schlau, denn ich konzentriere alle meine Kräfte darauf, auf leeren Magen jeden Morgen zwei Kilometer zu schwimmen und nach der Vorlesung zehn Kilometer zu laufen. Ich esse Tomaten aus der Dose, lutsche Brühwürfel, trinke Southern Comfort, ziehe um nach Aalborg, studiere Bibliothekswissenschaft, habe einen Heim-

trainer und einen Stairmaster in meiner Einzimmerwohnung. Ich muss ja in Bewegung bleiben. Esse mich nachts satt, wenn die Vernunft aussetzt und der Körper sprechen darf, überlebt, spindeldürr, sich sehnt, fertig ausgebildet wird.

Was war das denn nun mit Feuer und Pisse, was anfangs so wichtig war?

Ich ziehe nach Aarhus und studiere weiter (weiter, immer weiter), ende im Zentrum für Essstörungen, zehn Monate, mit einer Sonde gefüttert und so nah dran an einer Persönlichkeitsspaltung, wie man es nur sein kann, ohne es eigentlich zu sein. Mein Gehirn möchte gesund sein, mein Körper beharrt darauf, dass ich es nicht wert bin. Jede Nacht, in der ich dort bin, nehme ich einen Bürostuhl als Hantel und stemme ihn, hoch, runter, hoch, runter, und mache dabei jede Nacht drei Stunden lang Kniebeugen. Und trinke Wasser vor jeder Gewichtskontrolle. Erreiche schließlich die famosen fünfzig Kilo, werde zur Dauerbehandlung in eine Einrichtung auf einem Acker in Mitteljütland überwiesen. Hier haben wir Gruppensitzungen: Ob ich mir nicht neue Socken kaufen kann, denn einer der Bewohner kann die, die ich an habe, nicht leiden, und »übrigens knirschen deine Schuhe«.

Dann denke ich, nun musst du dich aber verdammt noch mal zusammenreißen, sonst musst du noch den Rest deines Lebens damit verbringen, auf einem Acker in Mitteljütland über Strümpfe und Schuhe zu diskutieren. Und ich reiße mich zusammen, langsam, aber sicher. Albere mit Männern herum, lese Bücher und denke verwirrte Gedanken, bekomme eine Arbeit, mache Dinge, die man auch macht, wenn man nicht krank ist, ich funktioniere.

Voruntersuchung 12.01.98

Pat. ist überwiesen von Oberarzt XXX, Abschnitt B14, Ålborg, zwecks Behandlung.

Kurz zusammengefasst ist Pat. in Ålborg geboren und aufgewachsen. Die Mutter das erste Jahr Hausfrau, danach Arbeit als Krankenhauslaborantin. Der Vater ist Professor für Sprachtechnologie und war Gastprofessor in Kanada, wo die Familie ein Jahr wohnte, als Pat. ganz klein war.

Pat. beschreibt ihre Schulzeit als glücklich, war sozial aktiv, extrovertiert, kam schulisch gut zurecht. Hat das Abitur mit einem Schnitt von 1,5 bestanden. Datiert ihre Essstörung präzise auf den 24.08.92 im Zusammenhang mit dem Abitur. Fühlte sich leer und hatte Schwierigkeiten, ohne Schule einen Lebenssinn zu sehen. Fühlte sich auch etwas zu dick, wog 72 kg, was bei einer Größe von 164 cm BMI 27,1 entspricht. Beschloss daher, Sinn in einer Gewichtsreduktion zu finden, und verfiel dem anorektischen Verhalten, das Pat. seitdem zeigt.

Symptome von Unterernährung: Frösteln, Müdigkeit, Schlafstörungen, Bauchschmerzen, Amenorrhö, Gliederschmerzen, verminderte Konzentrationsfähigkeit, Ödeme an Händen, Knien und Füßen und in der Augenregion.

...

XXX, 1. Assistenzarzt/dr

»Sollen wir einen Spaziergang machen«, fragt meine Mutter, »sollen wir einen Hefeteig ansetzen?«

Ich weiß nicht, wie lange sie noch zu fragen gedenkt, und ich weiß nicht, ob sie erwartet, dass ich antworte.

»Alles gut?«, fragt sie und geht zur Tür hinaus, ohne sich umzudrehen.

Ich kann die ganze Zeit ihre Schritte, ihr Gerede hören.

Schließlich schlägt sie vor, dass wir uns einen Hund anschaffen sollen, genau das sagt sie. Dass wir uns einen Hund anschaffen sollen!

»Ich will keinen Hund«, antworte ich.

»Dieses Herumgewedele halte ich nicht aus, ich habe keinen Schwanz, mit dem ich ihm antworten könnte.«

Im Fernsehen sehen wir eine Sendung über die unsterbliche Qualle *Turritopsis nutricula*. Das Tier ist theoretisch unsterblich, da es sich von einem geschlechtsreifen Stadium in ein unreifes Stadium zurückentwickeln kann.

Als würde ein Mensch sich vom Erwachsenen zum Kind entwickeln.

Es ist Juli und die kräftigen Sonnenstrahlen fallen so, dass alles im Zelt in der Farbe des Zelttuchs leuchtet.

Ich sitze drin und denke: So ist es, sich orangefarben zu fühlen.

Später: Fühlt es sich so an, ein Mensch zu sein?

In meiner Klasse ist ein Mädchen. Monique. Sie ist wie ein Edelstein und hat eine Zahnsperre.

Ich sage meiner Mutter, dass ich auch eine Zahnsperre möchte, aber sie faltet ein Geschirrtuch in der Mitte, einmal, und dann noch einmal. Dann schaut sie mich an und sagt:

»So hängen die Dinge nicht zusammen.«

Ich frage:

»Wie dann?«

Ich liebe Lieder wie zum Beispiel »Tom Dooley« und »Mariechen saß weinend im Garten«, aber mein Musiklehrer verbietet mir zu singen, denn ich singe zu laut, so ist es mit mir, zu laut, zu liebebedürftig, zu viel. Ich liebe die Sommer, die heißen, und ich laufe herum und gieße in allen angrenzenden Gärten, als wäre das eine Art Strafe für etwas, von dem ich nicht so recht weiß, was es ist. Und ich liebe die langen Abende, an denen ich derart die Klappe halte, dass es meinem Vater auffällt und meine Zähne vor Freude prickeln.

Es gibt auch Tage, an denen ich aufwache und alles vergessen habe – irgendwie ALLES. Zum Beispiel, wozu Schuhe eigentlich gut sind.

In einem Winter bekomme ich ein Sonnenekzem und Fieber, und in meiner Verwirrung stelle ich mir vor, dass ich eine Eidechse bin, die den Schwanz verliert. Ich liege in meinem Bett und rufe: »Ich verschwinde, ich verschwinde.«

Später fange ich an zu zweifeln. Vielleicht, weil ich aufhöre zu essen, so in der Art »wenn A, dann B«, »wenn Haut, dann Knochen«.

Es vergehen auf jeden Fall viele Jahre, bevor ich erkenne, dass kein Trost darin liegt, irgendwie zusammenzuhängen, sondern dass man auch so leben kann wie eine Eidechse ohne ihren Schwanz.

Als ich acht bin, wünsche ich mir ein Pferd.

Meine Mutter sagt, so was macht viel zu viel Arbeit. Stattdessen gibt sie mir Geld. Davon kann ich mir eine Schildkröte kaufen.

Ich taufe die Schildkröte im Waschbecken.

Kaninchen nenne ich sie.

Dann lese ich über Schildkröten, wie man sie behandelt und pflegt, und eine Geschichte darüber, dass die Erde auf einem Schildkrötenpanzer ruht. Ich finde das spannend und fange an, alles Mögliche über die Erde und den Weltraum zu lesen, über Sterne und Galaxien und über Planeten ohne Wasser.

Meine Mutter sagt, ich soll bei solchen Sachen aufpassen, nicht an schwarze Löcher und Unendlichkeit denken. »Man wird verrückt«, sagt sie.

Ich denke an nichts anderes.



*504 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag,
farbigem Vor- und Nachsatzpapier und Lesebändchen
ISBN 978-3-7117-2104-4, €26,-
eISBN 978-3-7117-5441-7, €19,99*

Erscheint am 24. Februar 2021

FELIX KUCHER

SIE HABEN MICH NICHT GEKRIEGT

ROMAN

ÜBER DAS BUCH

Souverän verknüpft Felix Kucher die sehr unterschiedlichen Lebenswege zweier Frauen, die jede auf ihre Art dem Faschismus überzeugend entgentreten.

Eine Buchhändlerin wider Willen und eine Revolutionärin aus guten Gründen: zwei Frauen, deren Lebenswelten kaum unterschiedlicher sein könnten. Marie wächst behütet in Bayern auf und wird schon früh von ihrem Vater dazu bestimmt, eines Tages seine Buchhandlung zu übernehmen. Was sie zunächst als Zwang empfindet, entwickelt sich bald zu einer großen Leidenschaft und nach ihrer Flucht in die USA zur Lebensaufgabe. Tina wird als Arbeiterkind in bitterer Armut in Norditalien geboren und über den Umweg Hollywood zur Fotografin und kommunistischen Revolutionärin. Sie engagiert sich bis zur Erschöpfung, wo auch immer sie die Partei hinschickt: vom spanischen Bürgerkrieg bis ins revolutionäre Mexiko.

Welcher Lebensentwurf ist geglückter? Die Revolution zwischen Buchdeckeln oder die mit dem Einsatz von Leib und Leben?



Foto © Paul Feuersänger

DER AUTOR

Felix Kucher, geboren 1965 in Klagenfurt, studierte Klassische Philologie, Theologie und Philosophie in Graz, Bologna und Klagenfurt. Er lebt und arbeitet in Klagenfurt und Wien. Im Picus Verlag erschienen seine Romane »Malcontenta« und »Kamnik«.

www.felix.kucher.at

PROLOG MÁLAGA, 1937

Ein Pfeifen, dann die Detonation, es kracht ohrenbetäubend. Erde spritzt, Körper fliegen durch die Luft, überall ist Rauch, Blut und Dreck. Verletzte schreien, aber es schreien auch die Wütenden, die Ohnmächtigen. Die Küstenstraße verläuft im Steilhang, es gibt keine Wiese, in die man laufen, keinen Wald, in dem man sich verstecken, keine Grube, in der man sich bergen könnte. Das Ziel der Bomben sind nicht Gebäude oder Brücken, nicht Soldaten oder Panzer. Das Ziel sind die Menschen auf der Flucht. Hundertfünfzigtausend Einwohner von Málaga, das seit Tagen bombardiert wird, mit Ziel Almería. Ein Treck aus Alten, Kindern, Ziegen, Schafen und Hühnern, Pferdefuhrwerken, Eselskarren, die meisten Menschen aber zu Fuß mit Bollerwagen voller Hausrat. Die meisten Kinder haben keine Schuhe, kaum jemand hat Kleidung zum Wechseln. Sechs Tage sind es zu Fuß, die Februarnächte werden eiskalt. Schon in der ersten Nacht sind so viele erfroren, niemand hat sie begraben, keine Zeit.

Als die Bomber jetzt, am zweiten Tag, auftauchten, glaubten alle, dass diese nach Almería weiterfliegen würden. Aber die Flugzeuge formierten sich in einer Linie und gingen tiefer. Als die Menge merkte: Das Ziel sind wir, brach Panik aus. Sie dauerte nur kurz, bis zur Explosion der ersten Bombe.

Tina legt sich auf den Boden und schließt die Augen. Ich will nicht sterben. Propellergeräusche, Pfeifen, Explosionen. Völlig schutzlos liege ich da. Bilder tauchen vor ihr auf, die Partys in Los Angeles und Mexiko, ihre Mutter, ihre Schwester Yole,

die Bücher, die Robo ihr zu lesen gegeben hat. Marx, Freud, Nietzsche. Wieder eine Explosion, weiter weg. Um sie herum Wimmern.

Bücher, wer braucht in solchen Zeiten Bücher? Das ist die Praxis. Die Revolution muss durchgesetzt werden. Der Bombenhagel wird sie nicht aufhalten. Sie wird für die neue Gesellschaft kämpfen bis zu ihrem Tod.

1902

Sie sitzt auf den Schultern des Vaters. Viele Menschen stehen um sie herum, sie betrachtet sie verwundert von ihrem Hochsitz. Sonst sieht sie nackte Knie oder abgewetzte Hosen, Schürzensäume, Wälder aus Beinen, alles um sie ragt hoch auf. Und jetzt ist sie über ihnen, sieht auf sie hinunter. Sie reden laut, rufen etwas, dann singen sie gemeinsam und rufen wieder. Sie schwenken kleine Fahnen. Die lauten Stimmen machen ihr Angst. Auch ihr Vater singt, sie spürt die Vibrationen. Aber bedrohlich ist es dann doch nicht, die Menschen sind fröhlich.

Dann sind alle ruhig. Jemand redet, weit weg. Die Stimme klingt seltsam. Die Leute rufen Worte im Chor, singen wieder laut. Sie versteht die Worte nicht, es ist eine andere Sprache, wird ihr Vater später sagen, du wirst sie später in der Schule lernen. Vater, lass mich runter.

Baracken, dazwischen schlammige Erde, es hat geregnet. Offene Feuer brennen, darüber sind riesige Pfannen. Frauen rühren in den Pfannen Polenta, da, koste, sagt die Mutter und reicht ihr mit dem riesigen Holzlöffel einen Brocken. Sie schreckt zurück, heiß dampft es weg von dem gelben Kloß. Die Mutter bricht ein Stück ab, bläst darauf und reicht es ihr. Der noch immer heiße Kloß schmeckt süßlich, heute ist Sonntag, es gibt genug zu essen, da tut der Bauch am Abend nicht so weh.

Viel später weiß sie, dass das Bauchweh Hunger heißt.

Der Vater isst am Abend nie mit. Ich habe schon in der Fabrik gegessen, sagt er, als die Mutter ihm eine Kartoffel oder einen Polentakloß anbietet.

Sie spürt, dass etwas nicht stimmt. Jahre später wird ihr die Mutter erzählen, dass der Vater gelogen und zugunsten der Kinder auf das Abendessen verzichtet hat.

Einzelne Bilder, Worte, kurze Szenen.

»Mama, warum hat uns der Junge Polentafresser genannt? Ein anderer hat Katzelmacher gesagt.«

»Warum schauen die Menschen uns so an, wenn wir einkaufen gehen?«

Wieder auf den Schultern des Vaters. Erster Mai heißt der Tag. Ein neues Jahrhundert.

»Schau, Tina, so viele verschiedene Menschen. Deutsche, Italiener und Slowenen. Aber wir sind alle Arbeiter. Wir sind alle Brüder, wie gefällt dir das? Ist das nicht herrlich?«

Sie freut sich für ihren Vater, er vibriert unter ihr, ruft immer wieder Worte in die Menge. Rot-schwarze Fahnen überall. Und wieder lauter Gesang. Immer wieder dieselbe Melodie. Sie versteht nicht, was die Menschen singen. Die Menschen haben Zettel in ihren Händen. *Die Internationaa-le er-kä-mpft das Mee-nschenrecht*. Dann wird die Melodie noch einmal gesungen, sie versteht wieder nichts, obwohl es diesmal die Sprache ist, die ihre Eltern zu Hause mit ihr sprechen.

Dann wieder: Polentafresser! Katzelmacher!

»Mama, warum rufen uns die Buben das nach?«

»Wir essen eben Polenta, sie meinen das nicht böse.«

»Warum wohnen wir nicht in einem richtigen Haus wie die anderen?«

»Wir werden bald in eine richtige Wohnung ziehen. Die Holzbaracken sind nur für die, die noch nicht so lange hier sind.«

Polenta gibt es jetzt öfter, am Sonntag mit Zucker und Zichorienkaffee. Die Tage mit Brot heißen Montag, Mittwoch und Freitag.

Der Vater bekommt die Polenta in der Firma. Er macht Fahrräder aus Bambus. Der Chef ist Herr Kollitsch.

»Kollitsch Kollitsch Kollitsch«, sagt Tina. Was für eine lustige Sprache. Die Menschen in den Baracken reden alle verständlich, die Menschen in der Stadt versteht Tina nicht.

»Du wirst die Sprache noch lernen«, sagt Mama, »das ist Deutsch. Vielleicht können wir hierbleiben. In Österreich gibt es Arbeit.«

Einmal ist ein Gast da. Papa hat ihn mitgebracht, von der Arbeiterversammlung im Hotel Grömmner in Klagenfurt, Herr Pittoni aus Triest.

»Onkel Demetrio ist auch da, du kennst doch noch deinen Onkel? Er ist dein Taufpate, obwohl er Kommunist ist, aber das verstehst du ja noch nicht. Wenn die Kommunisten gewinnen, müssen wir nicht mehr hungern. Jetzt nehmen uns die Reichen noch alles weg. Wo ist denn Trina?«

Trina. Ihre Puppe.

Onkel Demetrio lacht und gibt ihr ein Geldstück.

»Giosuè, der Nachbar, hat sie geschnitzt«, sagt ihre Mutter, »ich habe ihr dann ein Kleid aus einem Stoffrest gemacht.«

Mit sieben dann die erste Klasse. In der Volksschule St. Ruprecht bei Klagenfurt sind die Hälfte der Kinder Italiener, sie verstehen fast kein Wort des Lehrers. Katzelmacher!, hört sie noch vor Beginn der ersten Stunde. Slowenenkinder sind auch da, sie sind ganz still.

Aber sie ist vorbereitet. »Ich bin seit meinem ersten Lebensjahr in Österreich«, sagt sie auf die Frage des Lehrers, warum sie so gut Deutsch spricht. »Und mein Vater hat viele deutsche Freunde.«

Sie denkt an die Männer, die Vater manchmal besuchen und mit denen er diskutiert. »Papa, was heißt: Arbeiter? Was ist ein Proletarier? Wann gehen wir wieder zurück?«

Wenigstens gibt es in der Schule ein Essen, Schulspeisung,

endlich für kurze Zeit satt sein, die Wurst ist köstlich, manchmal gibt es sogar Kekse.

Und wieder ist Erster Mai. Die Straßen sind geschmückt, Leute marschieren, singen. Sie horcht hin, die Redner sprechen Deutsch, dann auch Italienisch und Slowenisch. Revolution. Rivoluzione. Revolucija.

Eines Abends kommt der Vater spät nach Hause, er ist verärgert.

»Papa, was ist denn, wir waren doch ganz brav?«

»Es ist nicht wegen euch, es ist wegen der Arbeit.« Er trinkt zwei Becher Wein, sie haben noch immer keine Gläser, nur die Becher aus glasiertem Ton. Er geht früh schlafen.

»Mama, was ist denn?«

Dreimal am Tag bekommen sie zweihundert Gramm Polenta und Käse, von sechs in der Früh bis vier Uhr am Nachmittag, das wird ihnen noch vom Lohn abgezogen. »Ach Tina, das verstehst du doch nicht. Papa findet das nicht gerecht, wie die Arbeiter behandelt werden und er möchte das ändern.«

»So wie Onkel Demetrio?«

»Genau, Tina. Alles wird sich ändern. Es kann nicht mehr so weitergehen. Wenn du groß bist, wird es keine Ungerechtigkeiten mehr geben. Alle werden gleich viel haben. Die Revolution wird kommen, das verstehst du noch nicht.

Vielleicht gehen wir auch nach Amerika. Alle zusammen. Mercedes, Tina, Valentina, Gioconda, Yole und der kleine Benvenuto.« Die Mutter streichelt den Kopf des Jüngsten, den sie gerade stillt. Die anderen sitzen auf dem großen Diwan um sie herum, Mercedes ist elf, Tina acht, beide helfen der Mutter und wickeln ihre jüngeren Geschwister, helfen bei der Wäsche und in der Küche.

»In Kalifornien scheint immer die Sonne. Dort ist es nie so feucht wie hier in der Baracke, alles ist trocken. Dort können auch die Armen etwas werden. Jeder hat eine Chance. Dort gibt es keine Grafen und Großgrundbesitzer.«

Mercedes sagt: »Tina, dort werden wir auf Pferden reiten. Vater wird als Erster gehen, das wird schon nicht so schlimm. Wir sind ja noch zu klein. Aber dann kommen wir nach und werden in einem schönen Haus wohnen, ganz aus weißen Brettern.«

Tina schaut auf die Holzbohlen, die die Wand der Baracke bilden. Sie sind sägerau, immer wieder zieht sich ein Kind einen Speil ein. Ein Haus aus weißen Brettern kann sie sich nicht vorstellen.

Es ist ihr zweiter Geburtstag. Sie sitzt auf einem Stuhl, der mit einem Tuch verhüllt ist.

In Wirklichkeit sitzt sie auf dem Schoß ihrer Mutter. Der Fotograf hat eine große Decke mit Blumenmuster über sie geworfen, Marie sitzt auf dem Schoß ihrer unsichtbaren Mutter. Sie kann sich nicht mehr erinnern, aber ihre Mutter hat es ihr oft erzählt. Ich bin bei dir, hab keine Angst, hat sie gesagt. Der Fotograf hat das Bild dann so zugeschnitten, dass die Zweijährige vor einem endlosen Blumenstoff erscheint. »Hidden mother photography« nennt man das, wird sie viel später lernen, in einem anderen Land, in einer anderen Sprache.

Nein, Erinnerungen hat sie nicht mehr viele an diese Zeit. Der Großvater hat noch gelebt, er hatte einen nach allen Richtungen abstehenden weißen Bart und immer etwas Süßes für sie in der Tasche seines Bratenrocks. Die Möbel sind immer dieselben gewesen, sie kann sich nicht erinnern, dass es einmal andere Stühle oder eine andere Anrichte gegeben hätte. Der Vater geht jeden Tag zur Arbeit in die Buchhandlung. »Wenn du groß bist, wirst du auch arbeiten«, sagt die Mutter.

1909

»Annunziata hat mich empfohlen. Bitte, Herr Raiser. Herr Direktor.«

Die Stimme der Mutter im Ohr. Immer Herr Direktor sagen, er ist dein zukünftiger Chef, vergiss das nicht, die Fabrik gehört ihm.

»Du bist erst dreizehn.«

»Aber ich kann arbeiten wie eine, die zwanzig ist. Ich kann einen Webstuhl bedienen. Wir haben in der Schule gewebt.«

»Welche Schule soll das gewesen sein?«

»Drüben, in Österreich. Sie wissen ja, dass mein Vater dort Arbeit hatte.«

»Beim Erbfeind bist du in die Schule gegangen? Und warum besuchst du die Schule hier nicht mehr?«

Wir hungern, Herr Direktor, will sie sagen, wissen Sie, wie das ist im Winter, wenn man hungrig ist? Es ist einem kalt trotz der zwei Decken, Hunger und Kälte sind Schwestern, Herr Raiser, aber das wissen Sie nicht, Sie wohnen in der gut geheizten Villa und essen jeden Tag Fleisch. Wir brauchen etwas zu essen und Holz zum Heizen und dafür braucht man Geld, Geld, Geld. In der Schule verdient man nichts. Es wird einem nichts geschenkt, Herr Raiser. Herr Direktor.

Sie sagt aber nichts, Raiser hat sicher längst verstanden. Die Frage war eine Farce, nur gestellt, um die Demütigung zu vergrößern. Er weiß, dass sie die Schule abbrechen musste, um zu arbeiten, vielleicht spürt er auch, als er das Zeugnis mustert und dann das Mädchen, das vor ihm steht, vielleicht spürt er, wie weh es ihr tut, wie gerne sie weiter gelernt hätte. Ihre Noten sind gut gewesen bis auf Italienisch, ihre Muttersprache, aber wie

soll man denn schön sprechen, nachdem das erste Schuljahr auf Deutsch war, drüben bei den Erbfeinden. Sie kennt viele Ausdrücke hier nur im Dialekt, und diesen Makel ist sie erst in der Mittelschule losgeworden. Der Patron atmet tief ein und aus.

Sicher stellen sich hier jeden Tag Kinder vor, jeden Tag schaut Herr Raiser ihre Zeugnisse an, atmet tief und sagt »leider nein«.

»Na gut«, sagt er diesmal, »Annunziata hat sich ja auch geschickt angestellt und wenn du weißt, wie ein Webstuhl funktioniert, umso besser. Nur die hier sind etwas größer als die in der Schule.«

Dann geht alles sehr schnell. Er geht mit ihr in die Werkhalle, in der ein Lärm herrscht, der kein Krachen oder Dröhnen ist, sondern ein beständiges Klappern, das Schlagen von Holz auf Holz, hölzerne Peitschenhiebe für die Ohren der Arbeiterinnen in der Halle.

Keine über zwanzig, aussehen tun sie zehn, fünfzehn Jahre älter. Sie kann Annunziata nicht ausmachen, ihre ein Jahr ältere Nachbarin, aber sie muss an einem der Geräte sein, Sklavin der Maschine, Teil der proletarischen Masse, wie ihr Vater einmal gesagt hat. Keine der Arbeiterinnen blickt auf, ihre Gespräche sterben ab, als sie vorübergehen.

Raiser übergibt sie einem mausartigen Mann, der sich als Togliatti vorstellt und sie zu einem Webstuhl bringt, an dem ein hageres Mädchen mit tief liegenden Augen sitzt.

»Das ist Cinzia. Sie wird dir zeigen, was du zu tun hast. Schau ihr genau zu, dann geh ihr zur Hand. Bis zum Abend wirst du es schon heraußen haben.«

Cinzia legt gleich los, sie ist kurzatmig, ihre Anweisungen kommen hektisch gehaucht, als wäre sie gerade verprügelt worden.

Den Kamm nach vorne drücken, Kettfäden auf Spannung halten.

Pass auf, wo das Schiffchen ist, komm nicht durcheinander. Nein, nicht so. So, ja. Wenn der Kamm oben ist, dann lass das Schiffchen rechts. Wenn er unten ist, soll es links sein. Arbeite immer gleich, dann kann nichts passieren.

Kamm nach oben, Schiffchen mit Schussfaden durchziehen. Mit der Hand den Faden festziehen.

Und weiter: Kamm runter, Schiffchen durchziehen, Schuss festziehen, Kamm hoch, Kettbaum entriegeln. Halt die Schnur fest. Warenbaum entriegeln. Dann hier drehen, Gewebe auf Spannung halten, unten wieder verriegeln, dann ... Tina kann nicht mehr folgen.

Sie versucht es immer wieder, die Fäden schneiden in die Fingerkuppen, Cinzia schimpft.

Nach einer Stunde schmerzen die Fingerkuppen, aber die Bewegungen gehen automatisch. Cinzia nickt anerkennend und beginnt zu reden.

Dass die dünnen Seidenfäden händisch gewebt werden müssen, das geht nicht mit einem automatischen Webstuhl. Dass die Fingerkuppen zuerst rissig und dann hart wie Horn werden. Dass Herr Raiser jeden Kommunisten sofort entlasse. Dass alle hoffen, dass einmal ein automatischer Webstuhl dafür erfunden wird. Andererseits, sagt Cinzia, hätten wir dann keine Arbeit mehr.

»Pass auf, jetzt ist der Faden fast gerissen. Das darf nicht passieren. Das hier ist Chiffon, damit beginnst du. Crêpe Georgette und Organza kommen später.«

Die Finger schmerzen, Cinzia erzählt von Maulbeerbäumen und Seidenraupen. Und von ihrem Verehrer, der Kohlen ausführt. Tina kann nicht mehr sprechen. Nach vier Stunden ist sie ganz Maschine – Kamm hinauf – Schiffchen – Kamm hinunter – Schiffchen, immer festziehen, immer – sie stellt sich Bilder zu Cinzias Worten vor, Maulbeerbäume voll von Seidenraupen, die in einem fort fressen und auf der anderen Seite einen Faden produzieren, mit dem sie den Kokon wickeln.

Zwanzig Minuten Mittagspause, die Arbeiterinnen packen Doppelbrote aus mit Käse, einige essen Polenta, die sie in zugeklammerten Emailtöpfen mitgebracht haben. Sie teilen mit Tina, die nichts dabei hat. Was auch.

Sie fragt Cinzia, ob die Menschen dann den Faden, mit dem der Schmetterling die Larve eingewickelt hat, wieder aufwickeln und so den Seidenfaden gewinnen. Stirbt dann das Schmetterlingskind, so ohne Schutz?

Cinzia sieht sie an, ihre Augen noch müder als vorher.

»Du stellst Fragen. Ich frage mich eher, wann Raiser zahlt. Er ist schon wieder im Verzug.«

Später erzählt ihr ein anderes Mädchen die ganze Geschichte noch mal von vorne, mit kleinen Änderungen. Die Raupe schießt den Faden nicht, sondern spuckt ihn durch ein Loch vorne aus. Dann lässt sie den Kopf kreisen und hüllt sich selbst mit dem Faden ein. Nach einer Woche würde ein Schmetterling aus dem Kokon schlüpfen, aber die Menschen kommen vorher und haspeln den Faden ab.

»Es stimmt also«, sagt Tina. »Jeder Meter Faden ein totes Schmetterlingskind.«

Die Arbeiterinnen lachen.

Dir gehen Sachen im Kopf herum.

Den ganzen Nachmittag denkt sie an tote Schmetterlinge, um sie der peitschende Lärm und die Körperausdünstungen der Frauen.

Nur schnell weg! Weg von den Fabriken und den rußigen Fassaden der Arbeiterhäuser, weg von den Kohlgerüchen, die aus jedem Hauseingang wabern, von dem Mief nasser Erde, der aus den Kellerschächten kalt emporsteigt. Sie weiß, dass viele dieser Fabriken Spiegel herstellen, über achtzig Spiegelfabri-

ken, haben sie in der Schule im Sachkundeunterricht gelernt, viele Familien leben davon. Aber wie die Arbeiter leben, das hat sie jetzt, mit neun Jahren, zum ersten Mal gesehen.

Sie zieht die Mutter an der Hand weiter. Endlich kommen die Geleise in Sicht. Erst jetzt wird ihr bewusst, welche Grenze die Gleisanlage bildet, die die Stadt in zwei Hälften teilt. Sie ist froh, auf der anderen Seite zu wohnen, wo die neuen Häuser stehen und die Altstadt mit ihren Fachwerkhäusern. Hinter dem Bahnhof, wo sie jetzt sind, sieht die Stadt völlig anders aus.

In der Bahnhofspassage ist es kalt. Marie hat immer ein wenig Angst in der Unterführung. Sie hält Mutters Hand fest, bis sie auf der anderen Seite wieder auftauchen. Das nächste Mal, wenn die Mutter einen Weg in dieses Viertel hat, was selten vorkommt, wird sie nicht mehr betteln, mitkommen zu dürfen. Lieber will sie das nächste Mal bei Helene bleiben. Sie und Jakob dürfen ja bereits alleine zu Hause bleiben, wenn die Mutter einen Weg hat. Gut, sie ist neugierig gewesen und wollte sehen, wohin die Mutter geht, wollte endlich in diesen unbekanntem und so nahen Teil der Stadt, in dem sich so viele Schlote in den Himmel recken.

Als sie den Bahnhofsvorplatz überqueren, am Zentaurenbrunnen vorbei, schreit jemand hinter ihnen. »Haltet den Dieb!«

Marie und ihre Mutter drehen den Kopf. Marie sieht gerade noch, wie zwei rußige Gassenjungen im Bahnhof verschwinden, weiter vorne steht eine Dreiergruppe vornehm gekleideter Männer, von denen einer die Faust zum Himmel reckt.

»Komm weiter«, sagt die Mutter und zieht an Mariens Hand.

Marie muss an die Jungen denken, die auf die andere Seite entwischt sind, durch denselben Tunnel, durch den sie gerade gegangen ist. Vielleicht hat sie schon jemand eingefangen. Arbeiterkinder. Angeblich arbeiten in manchen Fabriken Elfjährige. Die werden nie mehr eine Schule besuchen. Marie spürt die Tränen aufsteigen, schluckt den Kloß im Hals hinunter.

Die Einmündung zur Gabelsberger Straße kommt in Sicht. Ihre Straße, die sie auswendig kennt bis in den letzten Winkel. Sie wischt sich über die Augen. Keine Tränen. Das ist ihre Seite. Auf die andere möchte sie nie wieder.

Als sie nach zehn Stunden aus der Fabrik torkelt, sind ihre Finger rissig, der Hunger schlägt ihr in die Magengrube. Vor der Fabrik lungern Burschen, die einigen Frauen nachpfeifen und ihnen derbe Sachen zurufen. Tina geht schneller.

Zu Hause hat Mutter ein Stück Polenta zurückbehalten.

Onkel Demetrio hat sich auf der Küchenbank breitgemacht. Ein vierschrotiger, fleischiger Mann mit aufgequollenem Gesicht. Seit drei Tagen ist er wieder zu Besuch, er schläft nachts auf der Küchenbank.

»Du bist jetzt auch eine Arbeiterin«, sagt er. »Deswegen musst du auch zur Gewerkschaft kommen. Wir haben da eine Abteilung für die Jungen. Euch gehört die Zukunft. Die Revolution ist nicht aufzuhalten. Du wirst sie noch erleben, die Diktatur des Proletariats.«

Tina versteht nichts, sie ist hungrig, sie denkt noch immer an die toten Schmetterlingskinder. Als sie ihre Tasse mit dem Zichorienkaffee nimmt, merkt sie erst, dass sie ihre Finger nicht ganz krümmen kann.

Die Mutter zieht ein Foto aus einem Briefumschlag. Vater hat geschrieben. Er hat jetzt eine eigene Werkstatt aufgemacht, drüben in San Francisco. Er repariert alles, was man reparieren kann, vom Motorrad bis zur Wäschepresse, vom gerissenen Lederriemen bis zum stumpfen Drillbohrer. Die Mutter lacht. So einen bräuchten wir hier.

Dann sagt sie: »Der neue Laden hat viel gekostet. Er kann noch kein Geld schicken.«

Noch immer nicht, denkt Tina. Erst dann dämmert ihr, was ihre Mutter damit sagen will. Es wird nichts mit den Geldsendungen aus Amerika. Noch immer nicht. Von deinem Einkommen sind wir jetzt abhängig. Du bist die Älteste, die die Familie erhalten muss. Du bist schuld, wenn wir hungern müssen. Du hast mit zwölf Jahren die Schule abbrechen müssen, um uns sechs zu erhalten: mich, dich Valentina, Yolanda, Gioconda und den kleinen Benvenuto.

In diesem Moment fühlt sie einen stechenden Schmerz, ihr wird übel. Aber es gibt keinen anderen Weg. Mit zwölf kann man eben schon arbeiten, Yolanda, die kleine Yole, hat noch ein Jahr Schonzeit.

Mit dem Geld, mit ihrem Geld, für das sie sich in der Fabrik jeden Tag geschwollene Finger holen wird, wird die Mutter Brot und Maisgrieß kaufen, um die Polenta zu kochen, jeden Tag Polenta und Milch und Brot.

Wenigstens bekommen ihre kleinen Geschwister in der Schule zu essen, jeden Tag hundert Gramm Weißbrot, fünfundzwanzig Gramm Käse und fünfzehn Gramm Rohschinken, abgewogen und rationiert, das haben wir Roten eingeführt, hat Onkel Demetrio einmal gesagt. Satt werden sie davon trotzdem nicht.

Da Tina nichts sagt, spricht ihre Mutter.

»Vielleicht erlaubt Herr Ciampi ja, dass wir im Hinterhof ein paar Hühner halten, da kann er nichts dagegen haben«, sagt sie wie nebenbei.

Tina presst die Lippen aufeinander und nimmt die Fotografie in die Hand. Ihr Vater vor einem Bretterhaus. Das Gesicht ist unscharf. Wie er jetzt wohl aussehen mag? Seit vier Jahren ist er weg. Vier Jahre warten, dass er Geld von drüben schickt. Vier Jahre Briefe und Karten mit begeisterten Beschreibungen von San Francisco und kleinlauten Eingeständnissen, dass er das Geld noch brauche, um sich eine Existenz aufzubauen. Sie legt das Foto beiseite. Sie war acht Jahre alt, als sie ihn zuletzt gesehen

hat. Wie sie ihn wohl heute sehen würde? Sie blickt sich um. Ja, seine Gewohnheiten nisten noch in der Stube. Wie er sonntags am Tisch sitzt und in der Parteizeitung liest, die müde Geste, wenn er den Bleistift vom Regal herunterholt, seinen Bleistift in der Bleistifthalterung, den niemand sonst anrühren darf, und er sich Zeilen unterstreicht, in denen es um die Rechte der Arbeiter geht. Die träge Fahrigkeit, dieses ständige Aufgeschrecktsein. Sie betrachtet das Foto noch einmal. Schmäler sieht er aus auf dem Foto, schmäler und vielleicht zufriedener hinter dem Schleier des Verschwommenen. Ob er weiß, dass hier alle hungern? Dass Tina mit zwölf die ganze Familie erhalten muss? Sicher hat es ihm die Mutter verschwiegen, sicher ahnt er es.

Vier Jahre. Dabei hat es so schön angefangen. Wir gehen wieder nach Hause, nach Udine. Weg von St. Ruprecht und Ferlach, weg von den Baracken. Wir werden wieder in einem Haus aus Stein wohnen, du wirst in eine italienische Schule gehen, dort spricht man unsere Sprache, alle sprechen sie dort, dort werden wir in einem richtigen Haus wohnen, Via Caiselli, im Zentrum der Stadt.

Die Via Caiselli, sie muss bitter lachen, wenn sie daran denkt, sie stellte sich als engste und feuchteste Gasse der Stadt heraus, die Häuser hatten zahlreiche winzige Zimmer, in denen zu viele Menschen wohnten, sodass sie ständig das Gefühl hatte, alles sei zu eng, zu klein, zu feucht.

Sie siedelten im September, als die Stadt in Regenfällen versank. In der Schule wurde sie gehänselt, weil sie nicht wusste, was Eisenbahn auf Italienisch heißt. Zu Allerheiligen verkündete Vater, dass die Familie auswandern würde. Mitten in die Freude hinein dann der Stich: Er würde als Erster gehen, ein Nest bauen, und er könne nur eine mitnehmen, Mercedes, die Älteste, sie war immerhin zwölf und hatte in den letzten zwei Monaten bewiesen, dass sie arbeiten konnte, zwei Monate in der Fabrik von Domenico Raiser. In San Francisco gebe es viele Webereien,

sie könnte dort gleich eine Arbeit finden und er als Mechaniker sowieso. Jeden Monat, wenn es hart ginge jeden zweiten, würde er Geld schicken, damit sie nicht hungern müssten.

Tina erinnert sich an den Abschied, der Vater hat die Kinder einzeln hochgehoben, Valentina, Yolanda, Gioconda, sie selbst und als Letzten den kleinen Benvenuto. Tina weinte die ganze Nacht, noch heute hat sie den Geruch des feuchten Polsters in der Nase, der nach fauligem Werg stank. Nun war sie die Älteste, mit neun.

Nach zwei Monaten kam eine Postkarte, ich hole euch nach, es geht nur nicht gleich. Ich wohne in Turtle Creek, bei meinem Bruder, Mercedes arbeitet in San Francisco, dort hat es ein großes Erdbeben gegeben und dadurch haben jetzt alle Arbeit.

Vier Jahre. Vier Jahre jeden Tag Hunger und Polenta, im Winter manchmal Kohl, jede Woche anschreiben beim Kaufmann und hoffen, dass es diesmal noch geht, jeden Tag hoffen auf einen weiteren Brief, der eine von ihnen, wenigstens eine, ins goldene Kalifornien rief. Goldenes Kalifornien, so nennen die anderen Frauen, die die Mutter manchmal besuchen, das Land. Ihre Männer haben es entweder nicht geschafft und schwärmen davon oder schicken Geld von drüben. Die Mutter verschweigt, dass von Giuseppe noch kein Geld gekommen ist. Prachtige Häuser schossen drüben aus dem Boden, erzählen die Frauen, wie Paläste sähen sie aus, Arbeit gebe es für alle.

Seit vier Jahren schläft Tina mit Yolanda und Gioconda in einem Bett, mit einer Decke, jedes Mal vor dem Einschlafen bittet Gioconda sie, ein Stühlchen zu machen. Sie winkelt die Knie an und die kleine Schwester kuschelt sich mit dem Rücken an ihre Vorderseite. »Du bist jetzt unser Papa«, sagt Yole, und es stimmt ja, sie verdient wirklich das Geld wie ein Vater.

Vier Jahre. Sie dreht die Fotografie um. Auf der Rückseite die Handschrift des Vaters: *7. März 1909, meine Werkstatt*. Sie

betrachtet wieder die Vorderseite, erst jetzt entziffert sie das Schild im Hintergrund, »Precision Engineering«.

Seit vier Jahren wartet sie auf den Brief, der das Ticket für sie enthält. Stattdessen lacht der Vater vor seiner neuen Werkstatt.

Dann kommt ihr auf einmal ein böser Gedanke, zuerst ganz klein, dann ergießt er sich über sie wie ein Topf schwarzer Farbe. Was, wenn der Vater inzwischen dort eine andere Frau gefunden hat? Vielleicht kommt nächste Woche schon ein anderer Brief, in dem er schreibt, ich hole niemanden mehr nach. Sie versucht, den giftigen Gedanken zu verscheuchen.

Dann wäre all das Warten umsonst gewesen.

Warum müssen Kinder immer warten?

Marie horcht an der Tür. Noch immer bereden die Eltern mit Großvater Ephraim etwas Geheimes, das die Kinder nicht hören dürfen. Walter und Helene ist es egal, sie klatschen die Spielkarten auf den Tisch und spielen Rommé, wie sie es sich von den Erwachsenen abgeschaut haben und es sich zusammenreimen. Pah. Marie weiß, dass sie in Wirklichkeit keine Ahnung haben. Hauptsache, ihre Geschwister haben sich wieder gegen sie verbündet. Walter geht mit seinen dreizehn Jahren schon in die Quarta, Helene mit elf in die Sexta, nur sie ist noch bei den Kleinen in der Grundschule. Die Geschwister denken, sie bekomme nicht mit, was läuft. Aber sie sieht genau hin, hört zwischen den Worten der Erwachsenen das Ungesagte, registriert, wie die Großen auf freudige und traurige Ereignisse reagieren und merkt sich jede Reaktion, wie andere sich Zahlen merken oder Worte.

Als sie Schritte hört, die sich der Tür nähern, setzt sie sich schnell wieder in den Sessel neben der Tür und nimmt ihr Buch zur Hand.

Ein Türflügel öffnet sich.

»Kommt rein!«, sagt die Mutter. »Gleich gibt es Abendessen.«

Während Marie sofort ihr Buch zur Seite legt und aufspringt, scheinen ihre Geschwister die Worte der Mutter gar nicht gehört zu haben.

Marie läuft hinein. Sie will neben Großvater sitzen, der zwar etwas eigenartig riecht, ein wenig nach altem Brot, der aber stets einen Scherz auf Lager hat, den die Leute nicht immer verstehen. Er kneift dann die Augen zusammen und wartet, bis der Witz gesickert ist. Sie liebt ihn gerade deswegen und weil er ihren Vater manchmal wie ein kleines Kind erscheinen lässt. Ihr Vater, der sonst so herrisch ist, wird immer zum Buben, zum Kind seines Vaters, das Maßregelungen und Lob über sich ergehen lässt.

»Worüber habt ihr geredet?«, fragt Marie.

Die Mutter wirft ihr einen strengen Blick zu. Man platzt nicht einfach so heraus.

»Ach, Politik«, sagt der Großvater. »Und über fremde Länder.«

»Was denn? Über welche?«, fragt Marie.

Der Vater zieht die Stirn in Falten, doch der Großvater winkt sie zu sich, sie setzt sich auf seinen Schoß. Sie hat das früher gerne gemacht, jetzt ist sie sich nicht sicher, ob sie nicht schon zu alt dafür ist.

»Du fragst so viel. Interessieren dich andere Länder?«

»Oh ja! Amerika! Und der Südpol.«

»Der Südpol?«

»Ja, da wo die Forscher dauernd hinfahren.«

»Woher weißt du denn das schon wieder?«, sagt der Großvater.

Walter und Helene trotten ins Zimmer, Marie rutscht vom Knie des Großvaters und setzt sich auf ihren Platz.

»Sie haben in Sachkunde einen jungen Lehrer«, sagt die Mutter. »Der hat ihnen von der Expedition von diesem Shackleton erzählt.«

»Stell dir vor, Großvater, die Männer sind tagelang durch das Eis marschiert. Sie hatten nur noch ein paar Kekse und das Wasser vom Schnee. Sie wären fast gestorben.«

Die Geschwister ziehen Grimassen. Nicht schon wieder die neunmalklugen kleinen Schwestern.

»Nun lass gut sein«, sagt der Vater. »Wir essen jetzt.«

Die Mutter beginnt die Suppe zu verteilen.

»Später kann ich dir von Amerika erzählen«, sagt der Großvater. »Ein Freund von mir ist vor langer Zeit ausgewandert. Ein Fürther, Julius Ochs. Aber jetzt essen wir.«

Doch Marie kann nicht lange stillhalten.

Sie löchert den Großvater.

»Wenn du groß bist, kannst du ja nach Amerika fahren. Du musst einen reichen Mann heiraten, mit dem fährst du dann.«

Heiraten? Niemals.

»Ich fahre allein. Nein, dich nehme ich mit.«



*256 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag,
farbigem Vor- und Nachsatzpapier und Lesebändchen
ISBN 978-3-7117-2106-8, €24,-
eISBN 978-3-7117-5442-4, €18,99*

Erscheint am 24. Februar 2021

IVAN IVANJI

CORONA IN BUCHENWALD

ROMAN

ÜBER DAS BUCH

Ein bewegendes Panorama der Schicksale: Ivan Ivanjis neuer Roman erzählt von Verfolgung und Verbannung, vom Tod und vom Überleben.

Zum 75. Jahrestag der Befreiung des Lagers Buchenwald kommen im April 2020 zwölf Überlebende und ihre Begleitung nach Weimar. Der geplante Festakt ist wegen der Corona-Pandemie abgesagt, aber die betagten Herren möchten den Gedenktag unter allen Umständen begehen. Doch da wird einer von ihnen positiv auf das Coronavirus getestet und alle Anwesenden stehen ab sofort unter Quarantäne.

Der serbische Schriftsteller Sascha ist mit seinem Sohn angegeist und schlägt vor, einander wie in Bocaccios Decamerone zum Zeitvertreib Geschichten zu erzählen. An zwölf Abenden erzählt also jeder, was ihm wichtig ist – von Ovids Verbannung ans Schwarze Meer, einer Karriere als Boxer im KZ bis hin zu Corona Schröter, der Geliebten Goethes. Dabei treten auch Bruchlinien und irritierende Ambivalenzen zutage.



Foto © privat

DER AUTOR

Ivan Ivanji, 1929 im Banat geboren, war unter anderem Journalist, Diplomat und Dolmetscher Titos. Er verfasste zahlreiche Romane, Essays, Erzählungen und Hörspiele und lebt als freier Schriftsteller und Übersetzer in Wien und Belgrad. Im Picus Verlag erschienen unter anderem die Romane »Der Aschenmensch von Buchenwald«, »Geister aus einer kleinen Stadt«, »Buchstaben von Feuer«, »Schattenspringen«, »Mein schönes Leben in der Hölle«, »Schlussstrich« und »Tod in Monte Carlo«. Zuletzt erschien »Hineni« (2020).

Sind zwölf sehr alte ehemalige Häftlinge des Konzentrationslagers Buchenwald im April des Jahres 2020 nach Weimar gekommen, um dort zu Ehren aller ihrer ermordeten Kameraden und zur Feier des fünfundsiebzigsten Jahrestags ihrer Befreiung gemeinsam vom Corona genannten Virus angesteckt zu sterben? Haben sie sich heimlich verabredet, dieses Zeichen zu setzen? Tatsächlich verabredet oder unbewusst mit dieser Idee gespielt? Die Welt würde aufhorchen.

Was sich tatsächlich im Frühjahr 2020 in Weimar und auf seinem Ettersberg, in Europa, nein, auf der ganzen Welt, abgespielt hat, grenzt selbst ohne fantasievolle Zutaten schreibender Zeitgenossen an Horror, ist viel zu absurd, um wahr zu sein. Gemeint ist der Sprung eines altbekannten Virus vom Tier auf den Menschen. Erfundenes lebt manchmal ziemlich lange, Erlebtes verändert sich als Erinnerung oder gerät für alle Ewigkeit in Vergessenheit. Aber an doppelter Lungenentzündung zu ersticken ist rau, sehr rau Wirklichkeit.

Hoffentlich kann man sich mit einiger Willenskraft ausmalen, was im Hotel Elephant, in dem im Laufe der vergangenen Jahrhunderte vielerlei Ewigkeit Verdienendes, Wunderbares, Verrücktes, Unvorstellbares, allerdings auch Böses geschehen und vom Balkon aus dem Volke zugebrüllt worden ist, Neues passiert zu Corona-Zeiten. Wobei nicht die Schauspielerin Corona Schröter gemeint ist, die hier mit Goethe häufig Wein getrunken hat, leider handelt es sich keineswegs um die Schöne. Warum also sollten dann nicht auch alte Buchenwaldianer mit ihrer jungen Begleitung dem im Moment so furchtbaren, hoffentlich schnell vergänglichen Virus auf eine neue, absur-

de, ihre eigene, absonderliche Weise trotzen? Hat doch bereits der soeben genannte Geheimrat einst festgestellt: »Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, das Unzugängliche, hier wird's Ereignis.«

Ja, das ist es, was versucht werden soll: das Vergängliche beiseitezuschieben, Unzugängliches als Gleichnis darzustellen, das Unvermögen der Tagträume zu überwinden. Und welches bessere Bühnenbild wäre dafür denkbar als das Hotel Elephant?

Machen wir uns also auf den Weg, so gut man seine Reise planen kann. Wissen kann man nie, was einen am Ziel erwartet.

Wären wir tapferer, viel tapferer gewesen, hätte Nachfolgendes geschehen können. Vielleicht. Wieso nicht?

ANKUNFT

Obwohl die neunundvierzig ehemaligen Häftlinge des Konzentrationslagers Buchenwald und ihre Begleitpersonen längst ihre Einladungen und sogar die Flugtickets und Reservierungsbestätigungen für ihre Zimmer im Hotel Elephant in Weimar erhalten hatten, teilte man ihnen plötzlich mit, dass wegen des Gesundheitsrisikos infolge der Ausbreitung des von der Weltgesundheitsorganisation SARS-CoV-2 genannte Virus, das zu einer Virenfamilie gehört, die die Wissenschaftler, die sie entdeckt hatten, freundlich Corona getauft haben, wie auch die Schröter hieß, die die Iphigenie der Uraufführung auf der Ettersburg auf dem Ettersberg gegeben hatte, der fünfundsiebzigste Jahrestag der Befreiung nicht mehr wie geplant stattfinden könne. Alles müsse leider abgesagt werden. Daraufhin schrieb einer der betroffenen alten Herren, er habe mit mehreren Kameraden Kontakt aufgenommen, sie würden gerne auf eigene Rechnung kommen, ob es möglich sei, die Flugtickets und Zimmerbuchungen nicht zu stornieren, die Kosten werde man gern aus eigener Tasche rückerstatten. Sie kämen aus Ländern, aus denen die Einreise nach Deutschland zumindest derzeit noch nicht verboten sei, allenfalls müssten sie an der Grenze zurückgewiesen werden. Sie wollten ihren toten Kameraden noch einmal die Ehre erweisen und ihnen Rechnung darüber ablegen, wie der Eid, den sie unmittelbar nach der Befreiung aus dem KZ Buchenwald auf dem Ettersberg geleistet hatten, befolgt worden sei. Oder eben nicht. Nicht vollständig. Sie seien alle über neunzig und sich des Risikos für sich selbst durchaus bewusst, es würde sich jedoch zu ihren Lebzeiten kaum mehr eine weitere solche Gelegenheit bieten. Gedenktage seien zwar

nur Meilensteine auf einem Wege, aber man halte an ihnen an, um ein wenig über das Ziel der Reise zu reflektieren.

Die zuständigen Herren, der Ministerpräsident, der Oberbürgermeister, der Direktor der Gedenkstätte Buchenwald und Mittelbau-Dora konferierten mit dem Direktor des Klinikums und weiteren Ärzten. Es gab Bedenken. Allerdings war man besorgt, die hartnäckigen alten Leute könnten eine Absage oder ein Anreiseverbot medial verwerten, als Verbot, sich vor den Toten zu verneigen deuten, ja als Leugnen der Nazigräuere. Nach einigem Zögern gaben die Veranstalter also nach. Wenn die Herrschaften schon kämen, wären sie natürlich Gäste, der Hintergedanke war wohl auch, so würde man mehr Argumente haben, sie zu kontrollieren. Die betagten Herren sollten allerdings eine eidesstattliche Erklärung abgeben, dass sie im Bewusstsein des Risikos die volle Verantwortung für sich und ihre Begleitung übernehmen.

Es waren am Ende zwölf Überlebende, die vier Tage vor dem vorgesehenen Tag der Gedenkfeier anreisten. Der sollte ohnehin sechs Tage vor dem wirklichen Jahrestag stattfinden, am 5. April, das Lager war an einem 11. April befreit worden. So war der Kalender ohnehin schon in Unordnung geraten, denn der 11. April des Jahres 2020 fiel auf den Samstag zwischen Karfreitag und Ostersonntag, auf den Tag, als Gott tot war und seiner Auferstehung am nächsten Tag entgegenschah. Wenn sich Jesus Christus mit Gott, dem Vater, und dem Heiligen Geist in heiliger Einigkeit befand, waren mit seinem Tod auch Gott der Vater und der Heilige Geist tot. Das war im frühen Christentum ein großer Disput gewesen, auch für Nietzsche ... Vor solchen theologischen Überlegungen und ganz besonders vor den großen Philosophen schreckten die Veranstalter allerdings zurück und wichen diesen Fragestellungen oder gar Argumenten einfach aus. Hochbetagte Menschen schwafeln nun einmal mitunter vor sich hin.

Zwölf Überlebende, teils von ihren Gattinnen, teils von Kindern oder Enkelkindern und deren Lebensgefährten oder von jungen Freunden begleitet, würden also im Hotel Elephant ihre schönen Zimmer beziehen. Die Hoteldirektion hatte nach der Absage der Feier und der Stornierung aller Zimmer keine neuen Reservierungen mehr angenommen, die Zimmer waren ja glücklicherweise schon bezahlt gewesen, das Personal in Urlaub geschickt. Nun musste zumindest ein Teil der Leute wieder in den Dienst zurückgerufen werden. Wunderbar. Der sternengeschmückte Chefkoch freute sich ganz besonders, dass es weniger Gäste geben würde, so konnte er seine Kunst mit besonderer Aufmerksamkeit beweisen.

Einer nach dem anderen kommen sie an, die Trotzig, die sich der Naturgewalt nicht haben unterwerfen wollen. Vor dem Hotel werden sie von einem Mitarbeiter der Gedenkstätte empfangen, dem der Fahrer im Voraus angekündigt hat, wer wann ankommen würde. Polizeibeamte in Zivil begrüßen sie. Weitere uniformierte Polizisten gehen schweigend vor dem Hotel auf und ab.

Als Erster ist der Serbe Alexander Mihályi-Mihajlović, genannt Sascha, am Flughafen abgeholt worden, den sein Sohn und dessen Lebensgefährtin begleiten. Der Fahrer bittet sie, noch einige Minuten zu warten, gleich komme ein weiterer Flieger an, mit dem ein Herr aus Amerika erwartet werde – auch wenn der eigentlich Italiener sei. Als er eintrifft, machen die Herren sich bekannt, umarmen einander fast, obwohl sie sich nicht von früheren Veranstaltungen hier aneinander erinnern können, sie sehen dann aber davon ab. Das blöde Virus. Die Begleiterin des amerikanischen Italieners Franco Miculetti ist seine sehr gut aussehende, kreolisch anmutende Enkeltochter Galilahi.

»Was für ein schöner Name! Den habe ich noch nie gehört.

Hat er eine Bedeutung?«, fragt Saschas Sohn Marko, er duzt jedermann, wie das in seiner Generation üblich ist.

Sie antwortet verschnupft: »Es ist ein indianischer Name, drei meiner Großeltern sind Navajo. Der Name bedeutet ungefähr ›Sie ist ein hübsches Mädchen‹. Man könnte ihn auch mit ›die Attraktive‹ übersetzen. Passt das zu mir? Was meinst du?«

»Ich finde, er passt. Ich heiße übrigens Mila, das bedeutet, ich sei lieb«, mischt sich Markos Freundin ein. »Wer hat dir diesen Namen gegeben, wie konnte er wissen, wie du einmal aussehen wirst?«

»Mein Urgroßvater mütterlicherseits. Er war ein großer Mediziner.«

Der Fahrer mahnt die Herrschaften höflich zur Eile und alle nehmen im Kombi Platz, Sascha und die Seinen auf der hinteren, der Italoamerikaner nebst Enkelin auf der mittleren Bank. Während der langen Fahrt spricht keiner. Am späten Nachmittag kommt die kleine Gesellschaft im Hotel Elephant an. Franco und Sascha sind schon öfter hier gewesen und wundern sich ein wenig, weil die Renovierung die Lobby stark verändert hat. Sie sollte wohl gediegen wirken, es ist jedoch reinster Kitsch geworden.

»Entschuldigt«, sagt der Italiener mit etwas rauer Stimme. »Ich habe mich gar nicht vorgestellt. Ich bin Franco Miculetti. Und wie heißt du, Kamerad? Ich kann doch Kamerad sagen und dich duzen, unter alten Buchenwaldianern? Der Fahrer hat dich als Herr Mihályi angesprochen, der Beamte hier vor der Hoteltür als Herr Michailovitsch, deine Schwiegertochter hat Sascha zu dir gesagt, wie heißt du nun wirklich?«

Sascha und sein Sohn lachen, der Serbe erklärt: »Zugegeben, es ist kompliziert, aber gleich kommt es noch schlimmer. Es ist ein Durcheinander, fast ein wenig peinlich, aber es war lebensrettend. Also: Mein Großvater hieß Mandelbaum. Er wohnte im Banat, das gehörte damals zum ungarischen Teil

von Österreich-Ungarn, und es war unter Juden Mode, ihre Nachnamen zu magyarisieren. So nahm er den Namen Mihályi an. Mein Vater und ich wurden als Mihályis geboren und ich sollte eigentlich Sándor Mihályi heißen. Aber mein Vater wollte ein guter Bürger des neuen jugoslawischen Staates sein und ließ seinen Namen amtlich auf Mihajlović ändern. Sándor ist Alexander, auf Serbisch Aleksandar, also war mein Name nun Aleksandar Mihajlović. Beschnitten nach jüdischem Ritual wurde ich nicht, meine Eltern waren Atheisten. Als Hitlers Bewegung immer mächtiger und Österreich heim ins Reich beordert wurde, ließ mein Vater mich bei einem befreundeten reformierten Pfarrer taufen. Der stellte mir einen Taufschein mit rückdatiertem Taufdatum aus, auch den Schülerschein fälschten wir: Jetzt war ich Sándor Mihályi. So kam ich während des Krieges in den von den Ungarn besetzten Teil Jugoslawiens, in die Batschka, und konnte mich ohne Weiteres als Ungar ins Gymnasium einschreiben ...«

Galilahi muss lachen, sie begreift das alles nicht ganz, es ist wie aus einem schlechten Film. Franco stützt sich auf die Lehne eines großen Sessels, er sieht tatsächlich abgespannt aus, sie unterhalten sich stehend und er hat ja selbst den Redeschwall angezettelt, nun muss er durchhalten. Der serbische Jude mit den vielen Namen bemerkt seine Unruhe gar nicht, sondern setzt fort.

»Aber 1944, als die Pfeilkreuzler in Ungarn an die Macht kamen ...«

»Was sind Pfeilkreuzler?«, will Galilahi wissen. Marko springt ein:

»Bitte, darüber ein anderes Mal. Weiter, Papa, aber komm bitte zum Schluss!«

»Gewiss doch. Also, ich flog 1944 auf und zu meinem Glück wurde ich als Jude nach Auschwitz gebracht, aber als arbeitsfähig nicht sofort vergast, sondern weiter nach Buchenwald

geschickt, nicht wegen Urkundenfälschung als Kommunist angeklagt und erschossen. Und als ich zurückkam und in Titos Kommunistische Partei eintrat, passte mir dieses Mihályi nicht mehr und ich wechselte den Nachnamen zurück auf Mihajlović. Moment, noch bin ich nicht fertig. Inzwischen habe ich auch die österreichische Staatsbürgerschaft und einen legalen Pass, in dem Alexander Mihályi als Pseudonym des Schriftstellers Mihajlović angegeben wird. Ich muss nur immer aufpassen, wenn ich wo unterschreibe, besonders auf Verträgen, Geldüberweisungen und so, in Serbien unterzeichne ich außerdem in kyrillischer Schrift, sonst natürlich in lateinischer. Dein Sascha zu Diensten, Franco. Natürlich sind wir Kameraden«.

Nach und nach treffen weitere Gäste ein. Die alten Buchenwaldianer erhalten Kennkarten, die sie sich anheften. Verwirrt nicken sie einander zu, kennt man einander von früher, von Feiern zu anderen Gedenktagen? Betagte Menschen sind nun einmal vergesslich. Zeit für Umarmungen und erste Gespräche findet sich jedenfalls nicht. Bevor man ihnen die Zimmerschlüssel überreicht, werden sie einzeln in einen kleinen Salon gebeten, in dem sie die Ärztin, Frau Doktor Gerda Meier, erwartet. Sie entschuldigt sich, dass diese Formalität notwendig sei, man sei ihn liebevoller Sorge um das Wohl der verehrten Gäste. Vorerst füllt sie jedoch nur einen Fragebogen aus, der die Krankengeschichte der Gäste, insbesondere ihre Beschwerden im Laufe des letzten Jahres erfasst. Am liebsten würde sie sie gerne alle gleich untersuchen, erklärt sie, zumindest das Fieber messen, aber sie seien sicher müde von der Reise. Sie wolle sie aber so bald wie möglich, bei aller Rücksicht auf ihre Bequemlichkeit, reihum in ihren Zimmern besuchen, um das nachzuholen. Sie stehe zudem täglich von neun bis siebzehn Uhr bereit und sei zu jeder Tages- oder Nachtzeit telefonisch erreichbar. Abschließend verteilt sie ihre Visitenkarten und

eine Liste mit wichtigen Telefonnummern verschiedener Behörden, der Unfallstation und der Polizei.

Sascha und Marko wollen gleich eine Tour durch die Stadt machen. Franco, der Italiener, will nicht mehr ausgehen, sondern lieber gleich im Hotel speisen. Also ermuntern die beiden Serben Galilahi, doch mitzukommen, weil sie noch nie in Weimar, ja nie in Europa gewesen ist. Sie blickt ihren Großvater fragend an, und als er kopfschüttelnd verneint, zuckt sie nur folgsam die Achseln. Sie tut das auf entzückende Art. Man verabredet sich also für nach dem Frühstück im ehemaligen Rauchersalon neben der Lobby.

Nachdem sie sich frisch gemacht haben, machen sich die Serben, die Zimmer auf der eleganten vierten Etage mit Blick auf den Markt bezogen haben, auf in die Stadt, um etwas Leichtes zu essen und gut zu trinken. Über den Platz, auf dem nur einige Polizisten herumstehen, spazieren sie zur Crêperie du Palais, ein wenig in Sorge, ob die trotz der Corona-Hysterie, wie Sascha die Situation nennt, geöffnet sein wird. Sie ist zu.

»Dabei ist doch sonst alles normal!«, sagt Sascha.

»Das ist es nicht«, antwortet sein Sohn. »Mach dir nichts vor, Papa.«

»Ich habe das Lager jetzt schon fünfundsiebzig Jahre lang überlebt, das ist eine Tatsache, sag du mir, ob das normal ist, und du siehst ja, dass es mir hier leichter fällt, zu Fuß zu gehen als sonst in der letzten Zeit. Die Straßen sind so leer ... Nun, Weimar war ja auch sonst am Abend ausgestorben, wenn nichts Besonderes los war.«

MEIN OPA WAR KERNGESUND

Am Morgen kommt Sascha als Erster zum Frühstück. Er wacht immer zu früh auf, dagegen ist kein Kraut gewachsen. Die Hausdame und Leiterin des Restaurants, in dem das Frühstück serviert wird, kennt er von früheren Besuchen. Sie eilt freudig auf ihn zu, macht einen kleinen Knicks, was der älteren Frau gar nicht so gut steht, bemerkt es wohl selber und sagt ein wenig verwirrt: »Die Hand darf ich Ihnen ja nicht reichen. Wegen dieser blöden Infektionsgefahr. Ich freue mich, Sie zu sehen.«

»Ich mich auch.«

»Tee wie gewohnt, Earl Grey?«

Es ist schön, wenn man in einem Hotel persönlich bekannt ist und eine besondere Behandlung erfährt, es sind oft nur kleine Gesten. Das Angebot ist reichlich wie in den Vorjahren, auch Sekt gibt es auf Wunsch. Die Tische sind angenehm weit voneinander entfernt, das war hier immer so. Der Blick aus den großen Fenstern geht auf den einsamen Garten. Noch will es nicht Frühling werden hier oben im Norden. Norden? Ja, aus Belgrader Perspektive.

In der Lobby nahe an der Tür steht ein schlanker blonder junger Mann in gutem Anzug, weißem Hemd und Krawatte, ein ziemlich ungewöhnlicher Aufzug für sein Alter, Sascha schätzt ihn auf höchstens fünfundzwanzig. Er kommt sofort auf ihn zu, deutet eine knappe Verbeugung an, die hat er wahrscheinlich in Filmen bei preußischen Offizieren in Zivil gesehen: »Ich bin Patrick von der Gedenkstätte, ich wohne auch im Hotel und stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung, darf ich Ihnen meine Karte geben ...«

»Das ist nett. Alles schläft ...«, witzelnd fährt Sascha fort, »einsam wacht, einsam wachen wir zu zweit, na ja, und die Frühstücksdame, die Küchenbrigade, die Rezeption. Wollen wir uns nicht setzen, Patrick?«

Dazu kommt es nicht. Die Tür des Aufzugs geht auf, und hustend auf seine Enkelin gestützt wankt Franco in die Halle, lässt sich zum ersten Sessel führen, fällt auf das weiche rote Leder, setzt dazu an, etwas zu sagen, winkt mit der Hand, aber es überfällt ihn ein solcher Hustenanfall, dass er schließlich ermattet und zitternd in sich zusammensinkt und Galilahi, unfrisiert, ungeschminkt und dabei noch hübscher als sonst, ruft:

»Help!«

Sie beugt sich über den alten Mann und streichelt sein weißes, aber noch volles Haar.

»Was hast du?«, fragt Sascha besorgt, aber er ahnt es, weiß es.

Patrick schreit in Richtung Rezeption:

»Wasser! Wo ist die Frau Doktor ...«

»Kommt erst um acht ...«

Aus der Bar läuft ein Kellner mit einem Glas Wasser auf einem silbernen Tablett. Patrick ruft die Rettung an. Franco winkt ab, dass er nicht trinken könne, der Hustenanfall geht von selbst vorüber. Schwach sagt er: »Ich scheine mich ein wenig erkältet zu haben ...«

Schon hört man die Sirene der Rettung. Ein Arzt und zwei Pfleger stürzen herein.

»Zu viel Aufwand ...«, versucht Franco abzuwehren, aber er muss neuerlich husten.

Die gerade noch so nette Stimmung in dem vornehmen Hotel ist in eine Horrorszenerie gekippt.

»Gehören Sie zu dem Herrn, Fräulein?«, fragt der Arzt, während er Francos Blutdruck misst, und als sie es bejaht, bohrt er weiter, »Von wo sind Sie angereist?«

»Aus Phoenix, Georgia, über die Schweiz. Auf dem Flug-

hafen Zürich haben wir uns mit alten Freunden getroffen, die extra deswegen aus Italien gekommen sind ...«

Der Arzt nickt, als hätte er so etwas geahnt.

»Ich möchte Sie sofort in die Universitätsklinik in Jena bringen lassen.« Francos Versuch, etwas einzuwenden, lässt er gar nicht zu. »Darauf muss ich bestehen ...«

»Gibt es denn in Weimar kein Krankenhaus?«, fragt Sascha.

»Selbstverständlich haben wir auch hier ein Klinikum, aber für diesen Fall sind wir nicht so gut gerüstet ...«

»Sie meinen das Virus, Herr Doktor?«

»Das müssen wir noch abklären ...«

»Und ich?«, fragt Galilahi dem Weinen nahe.

»Sie vorerst nicht. Bitte holen Sie, was der Herr mitnehmen möchte, Schlafanzug, Toilettzeug. Es gibt natürlich alles in der Klinik, aber ...«

»Muss er dort bleiben?«

»Das weiß ich nicht, das wird man dort feststellen. Aber wir sollten mit allem rechnen und möglichst wenig Zeit verlieren. Bitte, beeilen Sie sich.« Die beiden Pfleger schnauzt er an. »Habt ihr die Masken mit? Na, worauf wartet ihr, setzt sie auf ...« Erst jetzt besinnt er sich, dass er selbst es unterlassen hat und holt schnell eine chirurgische Maske aus seiner Arzttasche, stülpt sie über Nase und Mund.

Die junge Ärztin Gerda stürzt ins Hotel: »Um Himmels willen, was ist los?«

»Auf ein Wort, Frau Kollegin ...«

Die beiden Ärzte flüstern miteinander. Auch Gerda holt eine Maske aus ihrer Tasche und setzt sie auf. Die Pfleger haben eine Bahre geholt, Franco wehrt sich nicht mehr und wird auf ihr festgeschnallt. Sirenenheulend saust die Rettung mit dem Patienten ab, Gerda bleibt an der Rezeption stehen. Der Aufzug surrt, die Türen gehen auf und Marko und Mila steigen fröhlich, frisch, munter, bestens gelaunt aus: »Du wieder unter

den Ersten, Papa? Gestern Abend haben wir keine Palatschinken, Crêpes oder wie sich hier das Zeug nennt, bekommen ...«, will er erzählen, unterbricht sich aber, als er die Ärztin mit der Maske auf dem Gesicht bemerkt. »Ist etwas passiert?«

Sascha berichtet. Marko seufzt: »Du hast gestern Abend behauptet, alles sei wie immer, Papa. Wer hat jetzt recht gehabt? Ich hoffe, wir dürfen trotzdem im Saal Anna Amalia, falls er noch so heißt, frühstücken. Womöglich für einige Zeit zum letzten Mal ...«

Patrick, der näher gekommen ist, um sich vorzustellen, hat zugehört und berichtigt:

»Der Saal wird jetzt einfach AnnA genannt. Mit großem A am Ende. Übrigens, Patrick mein Name ...«

Aus dem Aufzug kommen nach und nach andere ältere Herren, einige mit Damen, die wohl ihre Gattinnen sind, oder mit junger Begleitung, alle mit den Kennkarten als Gäste der Gedenkstätte. Man nickt einander zu und begibt sich zum Frühstück. Platz gibt es ja mehr als genug, Abstand halten ist kein Problem. Sascha setzt sich zu seinem Sohn und dessen Freundin, bestellt sich noch einen Espresso.

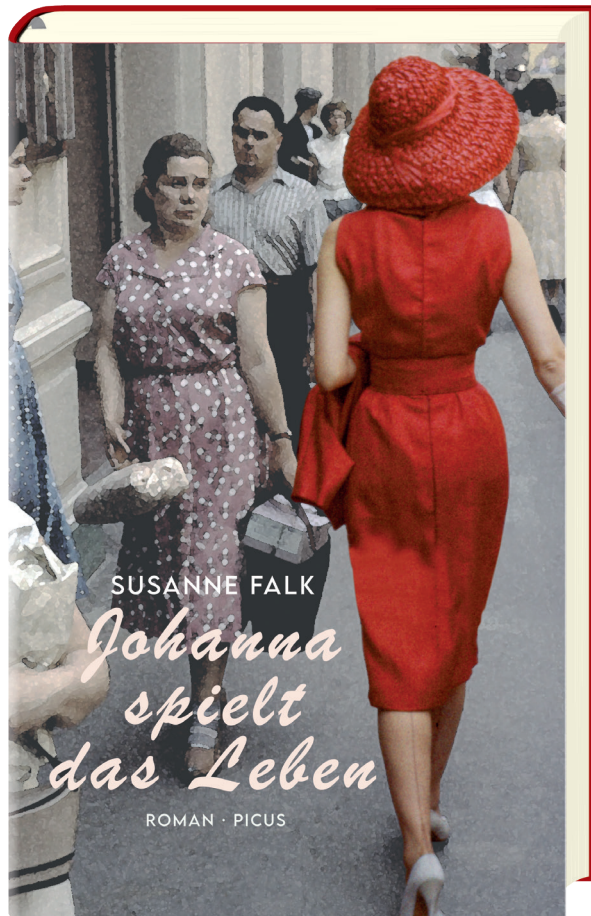
»Es ist doch alles ziemlich normal, oder?«, besteht er auf seinem Standpunkt.

Patrick stellt sich in die Mitte des Saales, hebt ein Glas hoch, jedoch nicht um zu trinken, sondern um mit einem Kaffeelöffel darauf zu schlagen.

»Meine Damen und Herren, ich hoffe, mich Ihnen allen schon vorgestellt zu haben. Ich sage Ihnen noch einmal im Namen der Gedenkstätte, wie herzlich Sie willkommen sind, wie sehr wir Ihren Mut bewundern, und dass wir natürlich alles für Sie tun wollen, was in unserer Macht steht. Die Landesregierung und die Stadt Weimar haben mich beauftragt, Sie auch in ihrem Namen zu begrüßen, Sie werden sicher verstehen, dass die meisten leitenden Verantwortlichen zurzeit mit

der Bewältigung der Pandemie beschäftigt sind. Ich darf jetzt eine Liste mit den Namen aller Gäste und einigen Angaben zu ihnen austeilen, damit Sie schneller und leichter miteinander in Kontakt treten können, obwohl sich einige von Ihnen sicher nicht zuletzt von früheren Veranstaltungen hier kennen. Und dann möchte ich Sie herzlich bitten, noch ein wenig hier im Saal zu bleiben, alle ihre Bestellungen gehen selbstverständlich auf unsere Rechnung.«

Mehrere der ehemaligen Häftlinge haben die Absicht gehabt, vor die Hoteltür zu schauen, ein wenig spazieren zu gehen, sie alle kennen Weimar, waren schon zu früheren Gedenkfeiern in der Stadt, auch in dem Hotel sind sie schon gewesen, aber einige der jungen Begleitpersonen noch nie, ihnen würden sie gerne das Goethe-Schiller-Denkmal zeigen, wenn das gute Wetter halten sollte, den Park an der Ilm und wenigstens aus der Ferne das Gartenhaus Goethes. Nun nehmen sie die Bitte, im Hotel zu bleiben, achselzuckend zur Kenntnis, studieren die Liste und werfen Blicke nach allen Seiten, um festzustellen, wen sie erkennen.



*256 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag,
farbigem Vor- und Nachsatzpapier und Lesebändchen
ISBN 978-3-7117-2100-6, €22,-
eISBN 978-3-7117-5443-1, €17,99*

Erscheint am 24. Februar 2021

SUSANNE FALK

JOHANNA SPIELT DAS LEBEN

ROMAN

ÜBER DAS BUCH

Heiter bis wolkig: Mit Leichtigkeit verknüpft Susanne Falk in ihrem neuen Roman eine Liebesgeschichte, Theatergeflüster und Emanzipation.

Johanna ist neunzehn und gerade dabei, sich am Wiener Burgtheater einen Namen zu machen. Als sie den Juristen Georg kennenlernt und sich Hals über Kopf in ihn verliebt, wähnt sie sich auf der Sonnenseite des Lebens. Die beiden heiraten, erben ein Haus – aber als Johanna schwanger wird, stellt Georg ihre Bühnenpläne infrage. Johanna kämpft mit allen Mitteln um ihre Selbständigkeit und die Fortsetzung ihrer Karriere. Sie schafft es zurück ins Burgtheater-Ensemble, ihre kleine Tochter Lore wird indes von ihrer wunderlichen Tante Mitzi betreut. Johanna jongliert mit Zeit und Aufmerksamkeit, aber am Ende scheint es, als würde Georg recht behalten ...



Foto © Paul Feuersänger

DIE AUTORIN

Susanne Falk, geboren 1976 in Kappeln an der Schlei, promovierte 2008 im Fach Germanistik. Sie veröffentlichte mehrere Bücher im Rowohlt Verlag. Im Picus Verlag erschienen ihr Roman »Anatol studiert das Leben« (2018) und das Weihnachtsbuch »Fast ein Märchen« (2019). Susanne Falk verfasst außerdem Theaterstücke. Sie lebt mit ihrer Familie in Wien.

1961

Johanna Neuendorff saß im Garten vor der Döblinger Villa und schaute ihrem Kind dabei zu, wie es an einem Stück Apfel erstickte, während sie mit dem Burgschauspieler Josef Meinrad Tee trank. Es war Ende Mai. Der Sommer lag schon schwer über dem Wiener Nobelbezirk und die Hitze stand zwischen den Rhododendrenbüschen. Sie zögerte zunächst, nicht lange, aber immerhin, bis sie sich schließlich dazu entschied, den Freund beim Deklamieren eines Nestroy-Textes zu unterbrechen und ihrer Tochter das Stück Apfel aus dem Hals zu holen. Dazu zog sie mit ihrer linken Hand das Kind an den Füßen aus dem Kinderwagen nach oben und schlug ihm mit der rechten kräftig auf den Rücken. Die kleine Lore würgte zuerst, spuckte dann, schrie und ballte schließlich, mit neuer Lebenskraft erfüllt, die kleinen Fäuste gegen ihre Mutter, die, daran bestand kein Zweifel, nicht ganz unschuldig an dem Vorfall war.

Weil das Kind nicht aufhören wollte, mit seinem Babygebrabbel den Vortrag des großen Burgtheatermimen und Freundes zu stören, hatte Johanna Neuendorff entschlossen zum Messer gegriffen und ein Stück von einem Apfel heruntergeschnitten, das sie ihrem Töchterchen in die kleine Hand drückte. Und es hatte nicht lang gedauert, bis die kleine Lore mit ihren zwei Zähnen ein großes Stück vom Apfelschnitz abgebissen und sich daran verschluckt hatte. In der Folge sollte das dem Kind den Kosenamen »Schneewittchen« einbringen. Dies implizierte nicht zuletzt auch ein sehr besonderes Mutter-Tochter-Verhältnis. Josef Meinrad aber hatte während des Vorgangs mit großer Verwunderung dem Treiben der jungen Mutter zugesehen und war schließlich, nachdem alles vorbei

war und das Kind wieder atmete, aufgesprungen und hatte ausgerufen: »Johanna, du Retterin!«

Das hatte Johanna Neuendorff gefallen, blendete es doch vollkommen die Tatsache aus, dass sie es gewesen war, die ihr Kind beinahe mittels eines Apfels umgebracht hatte. Später würde sie ihrer Tochter diese Szene noch oft beschreiben und stets mit den Worten enden: »So schenkte ich dir also an diesem Tag das Leben – zum zweiten Mal!«

Drei Jahre hatte sie ihm versprochen. Drei ganze Jahre sollte sie daheim verbringen und Kind und Villa hüten, als treu sorgende Ehefrau und liebende Mutter. Nun waren gerade etwas mehr als acht Monate vergangen und sie war kurz davor, mit dem Kopf gegen die Wand ihres adrett eingerichteten Ankleidezimmers zu rennen, das, ganz entgegen der aktuellen Mode, rot gestrichen war, weshalb die Blutflecken gar nicht mal so stark aufgefallen wären, selbst wenn sie ihren Schädel mit aller Wucht dagegengerammt hätte. Es war ein klassischer Fall von fehldekorierte Kulisse.

»Rot!«, sagte sie leise und schüttelte den Kopf über ihren eigenen Unwillen, sich in ihr pastellfarbenes Schicksal zu ergeben, auch wenn das zweifellos moderner gewesen wäre. Ihr Mann hatte sie ja zu einer rosafarbenen Tapete überreden wollen, aber sie hatte hartnäckig auf Rot bestanden, weil auch Julius Zimmer rot gewesen war und Shakespeares unglücklichster Teenager aller Zeiten ihre erste große Rolle. Das Rot erinnerte sie demnach an ihren ersten großen Triumph auf der Bühne und wenn ihr nicht bald etwas einfiel, wie sie dem Dasein als Ehefrau und Mutter entkommen konnte, würde es vielleicht ihr letzter großer Erfolg bleiben.

Nie hätte sie gedacht, dass man sich als Mutter so entsetzlich langweilen würde. Gut, das Kind war herzlich. Mit seinen dicken Wangern und den blonden Lockern hätte man es problemlos

auf jedem Kirchenaltar platzieren können, als lebenden Putto. Und es war ja nicht so, dass sie das Kind nicht liebte. Das tat sie sehr wohl, mit der aufrichtigen Zuneigung, die man auch einem geliebten Haustier entgegenbrachte. Dennoch zog sie aus dem immer gleichen Ablauf von füttern, wickeln, spazieren gehen und Lieder singen keinerlei Befriedigung. Am ehesten sagte ihr noch der morgendliche Spaziergang zu, wenn sie ihren eleganten blau-weißen Kinderwagen zwischen den schönen großen Villen Döblings hindurchschob und sich vorstellte, wie die Nachbarn sie heimlich hinter ihren Vorhängen verborgen anglotzten. Die schöne Frau Neuendorff, die Burgschauspielerin, fährt wieder ihr Kind spazieren, würden sie flüstern und ihr angesichts ihrer mondänen Ausstrahlung, des modernen Wagens und auch ein klein wenig des hübschen Kindes wegen voller Neid nachschauen. So dachte sie zumindest, bis sie eines früh-sommerlichen Tages einem der Nachbarn begegnete und der sie ansprach. So ein süßes Kind, ach nein, wirklich, was für ein herziges Mädel! das doch war! Da haben Sie aber Glück, dass Sie auf so ein nettes Kind aufpassen dürfen.

»Ich bin die Mutter, nicht das Kindermädchen!«

Sie hatte den Wagen grußlos weitergeschoben. Eine Schauspielerin erkannte man daran, dass sie auf der Bühne stand. Und ein Kindermädchen erkannte man daran, dass es in einer reichen Gegend morgens um zehn einen teuren Kinderwagen durch die Straßen schob, während die Mutter einen Friseurtermin wahrnahm oder einkaufte oder, Gott bewahre, in der Kanzlei ihres Mannes mitarbeitete. Was diese Mütter hier eben so taten. Wieso nur hatte sie zugestimmt, sich die ersten drei Jahre selbst um das Kind zu kümmern? Es war ein großer Fehler gewesen nachzugeben. Und nun war sie das Kindermädchen.

»Du bist ihre Mutter!«, hatte er gesagt, ganz so, als müsste man sie daran erinnern.

»Das weiß ich«, presste sie zwischen ihren Lippen hervor.
»Aber ich bin auch Schauspielerin.«

»Und meine Ehefrau!«, fügte er hinzu. »Erwartest du etwa, dass *ich* mich um das Kind kümmerere?«

»Das wäre doch mal was!«, rief Johanna Neuendorff aus, wohl wissend, wie unrealistisch die Vorstellung war, ihr Mann könnte sich mehr in die Kindererziehung ihrer Tochter einbringen. Sein Part bestand darin, abends aus dem Büro heimzukommen, das Kind etwa fünf Minuten lang auf den Knien zu schaukeln, dann eine kurze Runde mit ihr auf dem Arm durch den Garten zu drehen, was ebenfalls fünf Minuten in Anspruch nahm, und die kleine Lore zu guter Letzt mit bereits fertig gekochtem und serviertem Brei zu füttern, was, weil das Töchterchen eine gute Esserin war, oft auch schon nach fünf Minuten erledigt war. Alles in allem beschränkte sich seine Vaterzeit demnach auf eine Viertelstunde pro Tag. Der Rest war Johannas Sache.

»Wir hatten eine Abmachung«, erinnerte er sie, »und die hieß: kein Kindermädchen! Drei Jahre lang.«

Da riss ihr der Geduldsfaden. Irgendetwas setzte aus und das Nächste, was sie wahrnahm, war das Zersplittern des Porzellans, als die Mutter-Tochter-Statuette, die er ihr zum letzten Hochzeitstag geschenkt hatte, an der Zimmerwand zerbarst. Und alles, was er dazu zu sagen hatte, war: »Du musst auch aus allem eine Szene machen.« Dann verließ er, die verschreckte und brüllende Lore auf dem Arm, die die Szene von der Gehschule aus beobachtet hatte, wortlos das Zimmer. Johanna aber holte ihn nicht zurück. Stattdessen nahm sie den Besen aus dem Schrank, um die Scherben aufzufegen. Natürlich hätte sie die Haushälterin bitten können, dies zu tun. Aber solange sie fegte, kümmerte er sich um Lore und solange sie sich nicht um Lore kümmern musste, würde sie weiter fegen – und sollte es auch eine Stunde dauern. Oder zwei. Oder die nächsten sechsundzwanzig Monate lang.

Später am Abend, als das Kind schon schlief und sie sich selbst fürs Bett fertig machte, konnte sie seine Stimme aus dem Arbeitszimmer hören. Es klang, als wäre er am Telefon.

»Nein, ich weiß wirklich nicht, was in sie gefahren ist ... Ja, ich sage es dir doch: Ein Rums und das Ding war hin! ... Könnte schon sein. Du meinst, ich soll Dr. Rudloff kommen lassen? ... Nein, das würde sie nie ... Andererseits ist sie in letzter Zeit so komisch mit unserer Lore ...«

Da hatte sie bereits mehr gehört, als sie wollte. Und auch mehr, als sie verkräften konnte. Kaum hatte er am nächsten Morgen das Haus verlassen, packte sie ein paar Kindersachen zusammen, hängte sich eine Tasche um, schnappte sich Lore und balancierte Kind und Gepäck zur nächsten Straßenbahnhaltestelle. Es würde Zeit kosten, aber es war ja noch früh. Und sie hatte keine Ahnung, wo sie das Kind sonst lassen sollte, also fuhr sie den ganzen Weg nach Favoriten und klingelte schließlich in der Quellenstraße 112 auf Tür Nummer 8.

Die Mutter war nicht da. Unter der Woche putzte sie oft bei wohlhabenden Leuten in Simmering. Der Vater steckte wer weiß wo. Aber Mitzi war da.

Niemand hatte Johanna erzählt, wann es angefangen hatte, aber sie kannte die Geschichte, in der Tante Mitzi, die ältere Schwester ihrer Mutter, eines Tages nackt auf den Treppen von Maria am Gestade aufgegriffen wurde, als sie mit ihrer Kleidung die Treppen scheuerte. Danach verbrachte sie Monate auf dem Steinhof und wurde entlassen, ohne geheilt zu sein. Man versuchte alles. Sogar der berühmte Doktor in der Berggasse, der in die Seelen der Leute blicken konnte, wurde bemüht. Ein Arzt der Tante hatte sich für eine Konsultation bei Freud starkgemacht und sie schließlich arrangiert. Danach trat zwar zeitweilige Besserung ein, als jedoch der März 1938 kam, ging der Spuk von vorne los und Mitzi, die stets singende, immer fröhliche Irre, geriet in die Fänge der Nazis. Ein

Onkel des Vaters, ein illegaler Anhänger der Deutschnationalen, machte sich schließlich für ihre Freilassung stark und so stand sie eines Tages plötzlich wieder da, in der Quellenstraße Nummer 112, sprach kein Wort mehr und hörte über Monate nicht mehr auf zu zittern, es sei denn, die kleine Johanna legte sich zur Tante ins Bett und drückte sie fest an sich.

So blieb es. Das junge Paar, Johannas Eltern, rückte zusammen und die Tante zog in das winzige Kabinett neben dem Wohnzimmer ein, in dem auch Johanna schlief. Als die Bomben auf Wien fielen, war es Mitzi, die Johanna an der Hand in den sicheren Keller führte, und es war Mitzi, die, Gott weiß woher, Essen für das Kind besorgte, als nichts zu bekommen war. Wenn es einen Menschen auf dieser Welt gab, dem Johanna bedingungslos vertraute, dann war es ihre stumme, verrückte Tante.

Sie drückte der lächelnden Mitzi ihre kleine Tochter in den Arm, dazu die Tasche mit den Windeln, die auch eine Dose mit vorgekochtem Milchbrei enthielt, den die Haushälterin am Morgen gemacht hatte.

Johanna nahm Mitzis fahles Gesicht mit den unruhigen Augen zwischen ihre Hände und sagte eindringlich: »Ich muss für ein paar Stunden weg. Aber ich bin bis zum Nachmittag zurück. Pass bitte auf Lore auf! Schaffst du das?«

Mitzi nickte so heftig, dass ihre grauen Locken vor- und zurückschlügen und sie beinahe das schlafende Kind geweckt hätte. Johanna küsste Tante Mitzi kurz auf die Stirn, rannte dann aus der Wohnung, die Treppe hinunter und eilte aus dem Haus.

1961

Sie hatte das grüne Kostüm angezogen, nicht etwa weil es ihr gut stand, sondern weil es teuer war. Sie wollte nicht so aussehen, als hätte sie es nötig, um ein Engagement zu betteln. Aber natürlich war es so. Nur ging es nicht um Geld.

Zu klein durfte die Rolle nicht sein, denn das hätte einen klaren Abstieg bedeutet. Wer einmal Julia und Luise Miller gewesen war, der schlüpfte nicht so einfach in das Kostüm von Dienstmädchen Nummer zwei. Und wer behauptete, es gebe keine kleinen Rollen, der hatte noch nie versucht, seinem Dasein als Mutter zu entfliehen unter dem Hinweis auf die unabdingbare Anwesenheit seiner selbst bei den Proben eines Tschechow-Stücks. Auf das Dienstmädchen Nummer zwei konnte man bei Proben ohne Weiteres verzichten, auf die weibliche Hauptrolle schon viel weniger. Und er würde sie nur gehen lassen, wenn die Rolle wichtig war. Wenn überhaupt.

Die Handschuhe störten sie. Das Kind hatte sie vollgeschmiert mit ihre ewigen Rotznase und nun sahen sie nicht mehr blütenrein aus. Außerdem klebte der Dreck Favoritens an ihnen. Sie hätte das Kind doch bei der Haushälterin lassen sollen. Aber dann wäre es nicht mehr möglich gewesen zu verschweigen, was sie zu tun beabsichtigte, und wenn es ein Misserfolg wurde, dann wäre auch dieser bald herausgekommen und das hätte das Ende aller Ambitionen bedeutet. Er durfte nicht wissen, was sie tat, mit wem sie sich traf, wohin sie wollte und was sie plante. Nicht bevor sie eine Zusage in der Tasche hatte.

Sie sah erneut auf ihre dreckigen Handschuhe, drehte sie hin und her, zog sie schließlich aus und stopfte sie in ihre Hand-

tasche. Noch drei Straßenbahnstationen, dann war sie da. Tief Luft holen, Johanna. Es wird schon alles gut gehen. Es musste einfach gut gehen. Und wieso auch nicht? Das konnte sie doch, andere überzeugen. Das war schließlich ihr Beruf. Vielleicht war sie keine selbstbewusste Theaterdiva, die sich ein neues Engagement erkämpfte, aber sie konnte eine spielen. Brust raus, Luft holen, aussteigen. Sie war da.

Die letzten Monate hatte sich alles nur um das Kind gedreht. Und nun sollte es sich einzig und allein um sie drehen. Es war ihr Augenblick, ihr Auftritt, und den wollte sie genießen. Er würde nicht lange dauern und dann ging es zurück nach Döbling in die Villa, heim zu Mann und Kind und Gummibaum und zu einem Leben, das sie freiwillig gewählt hatte und dennoch nicht wollte.

1949

»Vielleicht sollten wir heiraten«, hatte er gesagt.

Nein, eigentlich war das nicht der Anfang der Geschichte. Es begann viel, viel früher, mit einem weinseligen Abend im Gössinger. Da hatten sie sich alle nach der offiziellen Premierenfeier eingefunden, um noch ein wenig auf den abendlichen Triumph anzustoßen, *Kabale und Liebe*, und sie, Johanna Jedlicka aus Favoriten, war die gefeierte Luise Miller. Im zarten Alter von knapp neunzehn Jahren war das nach *Romeo und Julia* bereits ihr zweiter großer Erfolg an der Burg, die nicht die Burg, sondern das Ronacher war, und vor Johanna lag eine rosige Zukunft als junge Naive. Das war in der Tat ein guter Grund, mit den Kollegen anzustoßen, und so floss der Veltliner aus großen Dopplerflaschen und die Stimmung war ausgelassen. Es wurde zugeproset und gesungen, was das Zeug hielt, und lautstark deklamierte man die besten Stellen des Stückes, um sich daran zu erinnern, dass man gerade der Welt nichts weniger als wahre Kunst geboten hatte.

»Ihr Theatervolk«, raunzte der Wirt, setzte dabei aber ein zufriedenes Lächeln auf und schenkte munter weiter aus, »ihr könnt's feiern! Aber seid's net gar so laut. Ich bitt euch!«

In diesem ganzen Durcheinander aus prostenden und rauchenden Herren und wenigen Damen saß also Johanna, still lächelnd, und nippte an ihrem sauren Achterl, als sich zwei junge Männer an den Nebentisch setzten und voller Neugierde zu der Schauspieltruppe hinüberschauten.

»Na, was glotzt ihr so?«, wollte der äußerst gut gelaunte und nicht weniger betrunkene Oskar Werner von den jungen Männern wissen. Einer von ihnen, ein schlaksiger, hoch auf-

geschossener Kerl in grauem Anzug und mit Hornbrille, erhob sich und sagte in getragenen Tonfall: »Wir waren grad in der Premiere vom Schiller und ich möchte bitte sagen dürfen: Es hat uns äußerst gut gefallen.«

»Na bravo!«, sagte Oskar Werner lachend und hob sein Glas zum Gruß, begleitet vom Jubel seiner Kollegen. Dann zeigte er mit dem Finger auf den anderen jungen Herrn in schwarzem Anzug, ebenfalls Hornbrille tragend, aber klein und untersetzt. »Und du? Was sagst du? Na, komm, wer war der Beste?«

»Geh, lass ihn doch, das ist ja kein Wettbewerb«, maulten die anderen, die Werner nicht den Triumph gönnen wollten, als Bester aller Schauspieler des Abends zu gelten, obwohl er das zweifellos war.

»Na, ich will eine Antwort!«, nagelte Oskar Werner den jungen Mann fest. »Los, spuck's aus: Wer war der Beste?«

Jetzt schauten alle auf ihn und für einen kurzen Moment kehrte ungewohnte Ruhe ein. Da erhob sich der junge Herr im dunklen Anzug von seinem Stuhl, machte tatsächlich eine leichte Verbeugung und zeigte dann, ohne zu zögern, mit dem Zeigefinger auf Johanna.

»Das junge Fräulein Jedlicka war ganz superb!«, sagte er mit klarer, durchdringender Stimme, ganz so, als wäre er es gewohnt, gehört zu werden. Und tatsächlich wurde er gehört, denn im Nu brach großer Jubel aus unter den Schauspielern und man trank auf das Wohl von Johanna.

»Recht hat er!«, brüllte Oskar Werner, hob sein Glas, bereits leicht schwankend, nach oben und rief: »Auf unsere Luise! Johanna Jedlicka, sie lebe hoch!«

»HOCH!«, brüllten die anderen.

Mit einer weiteren, sehr dezenten Verbeugung, die einzig und allein der erstaunten Johanna galt, nahm der junge Mann wieder Platz und sah schüchtern zu ihr hinüber. Sie hielt dem Blick stand, erwiderte ihn, senkte nicht die Augen, versteck-

te sich nicht hinter ihrer Rolle, lächelte aber auch nicht und sprach ihn nicht an. Nur ihr Blick blieb an dem seinen hängen und da hing er dann den Rest des Abends und wollte sich so gar nicht mehr von ihm lösen.

Als nach und nach die anderen gingen, entweder um in ein anderes Lokal weiterzuziehen oder um dann doch beizeiten noch heimzukommen, da blieb sie sitzen und schaute und er tat dasselbe. Irgendwann verabschiedete sich auch sein Freund und es wurde immer stiller um sie herum. Schließlich fasste er den Mut, erhob sich und ging zu ihrem Tisch.

»Darf ich mich setzen, Fräulein Jedlicka?«, bat er.

»Ja, bitte«, antwortete sie artig.

»Sie waren wunderbar heute Abend«, sagte er leise.

»Danke. Ich bin immer wunderbar«, entgegnete sie und lachte plötzlich, lachte alle Selbstzweifel, die sie sonst so quälten, und alle Vorsicht weg und wurde zu einem strahlend schönen Stern.

»Außerdem sind Sie sehr hübsch«, fügte er hinzu, »wenn es erlaubt ist, das zu sagen.«

»Erlaubnis erteilt«, sagte sie. Dann fiel ihr etwas ein. »Jetzt kennen Sie zwar meinen Namen, aber ich nicht den Ihren.«

»Oh«, sagte er verlegen, »wie unhöflich von mir, mich nicht vorzustellen. Bitte verzeihen Sie! Mein Name ist Doktor Georg Neuendorff.«

1961

Das hier war der Bühneneingang. Sie hatte schon unzählige Male durch diese Tür das Burgtheater betreten, aber heute war es anders. Heute kam sie als Bittstellerin und das war kein besonders erfreulicher Umstand eines Wiedersehens mit der Hochkultur.

»Grüß Gott, Frau Neuendorff«, begrüßte sie der Portier.
»Was für eine Freude!«

War das jetzt ehrlich gemeint oder tat der Mann nur so?

»Grüß dich, Seppi«, erwiderte sie mit einem Lächeln, während sie ihre Finger in die Handtasche krallte, damit der Mann nicht bemerkte, wie sehr sie vor Lampenfieber zitterte. Dieser Auftritt durfte nicht misslingen.

»Wo ist denn das Zwutschgerl?«, wollte der Portier wissen.

»Daheim«, antwortete sie knapp.

»Jö, dabei hätten wir das doch so gern einmal gesehen. Was war's noch gleich?«

»Ein Mäderl«, sagte sie leise.

»Und heißt wie?«

»Lore.«

»Jö!«, wiederholte der Mann.

Johanna lächelte noch einmal und schlüpfte dann möglichst schnell an der Portierloge vorbei, wobei der Mann hinter ihr herrief: »Aber das nächste Mal bringen S' uns die Kleine mit, gell?«

»Jaja«, sagte sie und war schon durch die Tür hindurchgeschlüpft, die Treppe hinauf in den ersten Stock gerannt und stand nun vor der Tür zur Direktion. »Jetzt nicht zögern!«, schalt sie sich. »Mach ja keinen Rückzieher! Wozu sonst das

ganze Theater?« Sie holte tief Luft und schloss die Augen, um besser in die Rolle der Johanna Neuendorff, Burgschauspielerin, hineinzukommen. Dann, als sie sich halbwegs sicher fühlte in ihrem anderen Ich, griff sie nach der Türklinke und betrat entschlossen das Vorzimmer.

1949

»Meine Wirtin hat Ohren wie ein Luchs!«, warnte er sie, als er ihr die Tür aufhielt. Und fügte flüsternd hinzu: »Achtung, die dritte Diele knarrt!«

Sie war es nicht gewohnt, wie eine Diebin in fremde Räume einzubrechen, aber die Situation hatte durchaus etwas Aufregendes, wenn nicht gar Belebendes an sich, da sie sich sekundenschnell jeder ihrer Bewegungen, jedes Atemzugs und jedes Geräuschs bewusst wurde, was durchaus angemessen war für das, was da folgen sollte.

Sie hatte sich mit ihrer Antwort lange Zeit gelassen, als er sie fragte, ob sie ihn begleiten wollte. Genügend Zeit jedenfalls, um ihn darum fürchten zu lassen, dass sie Nein sagen könnte. Genügend Zeit, um die Oberhand zu behalten. Und die behielt sie auch jetzt.

»Sch!«, mahnte sie ihn, als er seinen Mantel an den Garderobenhaken im Flur hängen wollte. Er verstand und ließ den Mantel an. Dann öffnete er so leise es ging die Tür zu seinem Zimmer und bat sie hinein.

Das Bett war ausgesprochen ordentlich gemacht worden, wie sie feststellte, und sie hatte eine leise Ahnung, dass dies nicht auf die Haushälterin zurückzuführen war.

»In welchem Ministerium arbeiten Sie denn?«, hatte sie ihn im Gössinger über ihre halb leeren Veltlinergläser hinweg gefragt.

»Justiz«, hatte er stolz geantwortet.

So sah also das Bett eines Juristen aus: akkurat, sauber, bis in die kleinste Ecke präzise gemacht. Wie merkwürdig, dass sie ausgerechnet in diesem Bett zum ersten Mal mit einem Mann schlafen würde. In ihrer Vorstellung hatte es stets mehr nach einer Dachkammer à la *La Bohème* ausgesehen, nur etwas

weniger kalt und natürlich ohne Schwindsucht. Und nachdem sie Schnitzlers *Reigen* zum ersten Mal gelesen hatte, tauchte auch immer wieder das Bild in ihrem Kopf auf, wie sie es gegen einen Baum gelehnt in irgendeinem Park tat, wild, kurz, dreckig und etwas unbequem. Aber mit dem hier hatte sie eigentlich nicht gerechnet: das sauber gemachte Bett eines Mannes mit Hornbrille, der im Justizministerium arbeitete und der jetzt ausgesprochen schüchtern nach ihrer Hand griff, nur um sie zart mit dem Daumen zu streicheln, wobei ihr auffiel, dass die Kuppe seines rechten Zeigefingers fehlte. Später würde er ihr von einer Kohlenkellertür erzählen, an die er als kleiner Bub die Fingerkuppe verloren hatte, und wie ihn dies vor dem Kriegseinsatz rettete. Es rührte sie sehr, als sie ihn sich als kleinen Buben vorstellte, dem plötzlich ein Stück des Fingers abhandengekommen war und der deshalb später niemanden totschießen musste, weil er den Abzug des Gewehrs nicht bedienen konnte. Ein sanfter Mann.

Sie hatte sich jemanden mit Erfahrung gewünscht. Allerdings sollte es dann doch nicht ein Zuviel an Erfahrung sein. Sie wollte nicht eine flüchtige Begegnung in einer langen Reihe von anderen flüchtigen Begegnungen sein. Schließlich war sie etwas Besonderes, so viel wusste Johanna immerhin. Wer aus der Quellenstraße schaffte es denn sonst ans Burgtheater? Also sollte auch der Sex etwas Besonderes sein.

Sie setzten sich beide auf das Bett, er immer noch im Mantel, sie immer noch die Schuhe mit den schmalen Absätzen in der Hand, die sie schon vor der Wohnungstür ausgezogen hatte, um nur ja keinen unnötigen Lärm zu machen. Mit einer sanften, aber entschlossenen Geste griff er nach ihren Schuhen und stellte sie leise auf dem Boden ab. Genauso sanft und entschlossen griff sie mit ihren freien Händen nun nach seiner Brille und zog sie ihm von der Nase, klappte sie zusammen und legte sie auf dem Nachttischchen ab.

Langsam, ganz langsam beugte er sich vor und suchte mit den Lippen ihren Mund. Sein Kuss war warm und zart und angenehm und sie ließ sich ausgesprochen gerne küssen. Offensichtlich wusste er, was er da tat. Folglich küssten sie sich eine ganze Weile, bis sie schließlich fand, es könne jetzt die nächste Stufe erklommen werden und sie ihm zuflüsterte: »Vielleicht sollten Sie Ihren Mantel ausziehen.«

»Ja«, sagte er, »das habe ich mir auch schon gedacht. Ist ja auch etwas heiß hier herinnen.«

Er stand auf, öffnete die Knöpfe seines Mantels und in diesem Moment rutschte das Programm der heutigen Aufführung aus der Manteltasche und fiel zu Boden. *Kabale und Liebe*, konnte Johanna im Schein der Straßenlaterne, die in das dunkle Zimmer schien, lesen. Darunter standen die Namen der Darsteller, auch der ihre: Johanna Jedlicka als Luise Miller.

Auch er sah auf das Programm auf dem Boden, hob es hastig auf und drehte es dann etwas verlegen in seinen Händen.

»Ich hoffe, Sie denken nicht, dass ich mit Ihnen nur ... also, weil Sie doch ein Star sind.«

»Nein«, sagte sie, »das denke ich bestimmt nicht.« Sie hielt sich außerdem nicht für einen Star. Noch nicht.

»Sie sind einfach nur wunderschön«, brach es aus ihm hervor.

Das war der Moment, in dem sie endgültig das Ruder übernahm, aufstand, den einen Schritt zu ihm machte, ihm das Programm aus der Hand nahm, es erneut auf den Boden fallen ließ und ihm, während sie ihn küsste, den Mantel auszog.

»Sie können Ihren Mantel gerne hier hinhängen«, deutete ihr die Sekretärin. »Es wird noch eine Weile dauern, bis ich Sie zum Herrn Direktor vorlassen kann.«

Johanna nickte ergeben. Sie wusste, dass es an dem Fräulein Schmid kein Vorbeikommen gab. Direktor Haeusserman verließ sich voll und ganz auf seine Vorzimmerdame, die wahnsinnige Regisseure genauso von ihm abzuhalten hatte wie nicht minder wahnsinnige Schauspieler, Bühnen- oder Maskenbildner. Ihr streng in Wellen gelegtes Haar konnte quasi dank seiner Sprungkraft unliebsame Besucher hinausbefördern und ihr strenger Blick ließ das Ego exzentrischer Darsteller auf die Größe des Selbstbewusstseins unwichtiger Komparsen schrumpfen. Ganz zu schweigen von dem, was sie mit dem Unterrichtsminister jüngst aufgeführt hatte, der, gefragt, ob er sich nicht setzen wolle, während er auf den Herrn Direktor wartete, dies großspurig abgelehnt hatte und dafür mit einer zusätzlichen Wartezeit von nicht weniger als fünfzehn Minuten bestraft wurde. In diesen fünfzehn Minuten hatte sie ihn so durchdringend und wissend durch ihre konkaven Brillengläser hindurch gemustert, dass er schließlich nach und nach innerlich zusammenbrach, fühlte er doch, dass all sein Selbst, all das mit Lügen und Großspurigkeit zusammengezimmerte Etwas, das seinen Namen, Hut und Mantel trug, vor dem Blick dieser Frau nicht bestehen konnte. Sie wusste alles! Die langen Nächte in den Bars in Begleitung zweifelhafter Gesellschaft, die teure Armbanduhr auf Staatskosten und dass er den Geburtstag seiner Mutter neulich vergessen hatte. Nach einer Viertelstunde des Angestarrtwerdens durch das Fräulein Schmid war der Herr Minister so weichgekocht, dass er Haeusserman eine

Etataufstockung bewilligte, die weit über das hinausging, was Haeusserman ursprünglich von ihm fordern hatte wollen.

Also setzte sich Johanna auf den Stuhl, den der Minister verweigert hatte, und wartete. Sie wartete und wartete und im Kopf rechnete sie die Stunden und Minuten zusammen, die sie brauchen würde, um das Kind wieder abzuholen und heimzubringen und so zu tun, als wäre sie gar nicht wirklich fort gewesen, als hätte sie dieses Gebäude nie betreten und nicht im Vorzimmer vom Haeusserman gegessen und gehofft und gewartet und jedes Mal, wenn die Tür kurz aufging, weil das Fräulein Schmid dem Herrn Direktor Kaffee oder Unterlagen oder die Post bringen musste, sie seine Stimme hören konnte und ängstlich jede Stimmungsnuance aufnahm, um sie zu analysieren. War der Herr Direktor in guter Stimmung? War er ungehalten? Eigentlich war Haeusserman stets ungehalten und dennoch in guter Stimmung, jedenfalls ließ sich sein Unmut selten am Klang seiner Stimme ablesen, so viel wusste Johanna immerhin. Wollte man wissen, wie es dem Direktor ging, musste man sehen, wo er seine Brille trug. Lag sie auf der Nase, war er konzentriert. Hatte er sie ins langsam immer spärlichere Haar geschoben, war er noch konzentrierter, weil er dann nichts zwischen sich und seinen Papieren haben wollte, nicht einmal ein Stückchen Brillenglas. Und lag die Brille gar neben ihm auf dem Schreibtisch und er schloss beim Zuhören die Augen, dann hatte man beinahe schon gewonnen, denn dann hatte der Herr Direktor Zeit und Muße, wirklich zuzuhören.

All das konnte Johanna natürlich nicht sehen und deshalb klammerte sie sich an die sanfte Stimme Haeussermans, die, gleich ob sie einen nun lobte oder in die Hölle hinabstieß, immer denselben liebenswerten Klang aufwies. Es war zum Verrücktwerden!

»Sie können jetzt hineingehen«, sagte das Fräulein und zeigte

dabei so wenig Zähne wie nur möglich. Lächelte die eigentlich nie?

Johanna holte tief Luft, stand von ihrem Stuhl auf und schritt durch die schmale, gepolsterte Tür hindurch in Haeussermans Büro. Der begrüßte sie mit einem freundlichen Händedruck, bei dem er sich halb von seinem Stuhl hinterm Schreibtisch erhob und sie bat, Platz zu nehmen. Dann griff er nach seiner Brille, nahm sie vom Kopf und legte sie neben den Telefonapparat. Johanna starrte die Brille an und ihr Herz begann wild zu schlagen.

1949

Die Brille war das, woran sie sich am deutlichsten erinnern konnte. Nicht das Quietschen des alten Bettes, nicht das leichte Schwingen der Gardine im Takt ihrer beider Körper, nicht die Nachttischlampe mit dem angeschlagenen grünen Lampenschirm – es war die Brille auf dem Nachtkästchen, an die sie sich erinnern würde, wenn sie später an ihr erstes Mal zurückdachte.

Da lag es, dieses Ungetüm, und schaute sie beide mit blinden Augen an, wie sie sich nach und nach entkleideten und er dann nackt auf ihr zu liegen kam. Sie hätte sich sehr gewünscht, jemand hätte das ganze von Außen choreografiert, wie ein Regisseur, denn weder er noch sie schienen genau zu wissen, wo welcher Arm oder welches Bein genau hingehörten. Alles wirkte so un gelenk und hilflos, bis er endlich die richtige Position zwischen ihren Beinen gefunden hatte, und selbst dann zögerte er noch, als er auf Widerstand stieß, von dem sie erwartete, dass er ihn schnellstmöglich überwinden möge. Aber auch das dauerte eine ganze Weile und war zudem recht schmerzhaft, was er mit vielen Küssen und leise dahingeflüsterten Worten wiedergutzumachen versuchte. Doch irgendwann hörten auch die Küsse und die Worte auf und Johanna vernahm nur noch ihrer beider Keuchen und das Knirschen des Bettes, als er sich rhythmisch in ihr bewegte.

Das alles kam ihr vor wie ein Film, ein Kinofilm auf besonders kleiner Leinwand, denn sie konnte sie beide die ganze Zeit über beobachten, wie sich ihre Nacktheit und ihre Bewegungen und sein Zittern beim Höhepunkt in den Brillengläsern auf dem Nachttisch spiegelten. Johanna hatte noch nie einen Erotikfilm gesehen, so war also auch das eine Premiere für sie

und sie fand das Bild ihrer Brüste und seiner Hände darauf um ein Vielfaches aufregender und lustvoller als das, was sie tatsächlich miteinander taten. So blieb das Bild in ihr lebendig, während sich ihre Körper schon längst wieder voneinander gelöst hatten und nun nebeneinanderlagen. Georg fischte nach einer kleinen Flasche Cognac, die er im Nachtkästchen versteckt hatte.

»Magst du einen Schluck?«, fragte er sie.

Offensichtlich, so ging es Johanna durch den Kopf, hatten sie mit ihren Kleidern auch alle Sprachbarrieren abgelegt und duzten einander nun.

»Ja«, sagte sie, nahm die Flasche und trank einen Schluck daraus. Das heiße Brennen in Hals und Speiseröhre tat ihr wohl, anders als das Brennen zwischen ihren Beinen. Dann reichte sie die Flasche an ihn zurück.

»Ich hätte nicht gedacht ...«, begann er und brach dann seinen Satz einfach ab. Verlegen drehte er die Cognacflasche in seinen Händen.

»Was hättest du nicht gedacht?«

»Dass das dein erstes Mal ist.«

»Wieso?«, fragte sie verwundert.

»Weil du gleich mit mir mitgekommen bist«, gab er unumwunden zu.

Sie richtete sich auf ihrem Ellbogen auf. »Du hast mich für eine Schlampe gehalten?«

»Nein!«, gab er entrüstet zurück.

»Doch«, stellte sie fest. »Du hast geglaubt, ich mache so etwas regelmäßig und dass ich mit jedem mitgegangen wäre. Richtig?«

Er schwieg und kletzelte das Etikett des Cognacs herunter. Da richtete sie sich vollends im Bett auf, wobei die Bettdecke von ihren Brüsten rutschte und den Blick auf zwei dunkelrosa Höfe freigab.

»Ich will dir mal was sagen, Georg Neuendorff aus dem Justizministerium: Hör auf, schlecht von dir selbst zu denken. Wer das macht, hat keine Zukunft vor sich. Der kann gleich da bleiben, wo er ist. Ich bin nicht mit dir mitgegangen, weil ich so etwas öfters mache, ich bin mit dir mitgegangen, weil du mir gefallen hast.«

Beschämt hielten seine Finger beim Herunterlösen des Etiketts inne.

»Aber an mir ist ja nichts Besonderes«, sagte er leise.

Da nahm sie seinen Kopf zwischen ihre langen, schlanken Finger und sah ihm direkt in die Augen. »Da, wo ich herkomme, da gibt es keinen, der so ist wie du. Und ich würde ja schließlich nicht mit jedem x-beliebigen Hanswurst ins Bett gehen. Also red nicht schlecht von dir selbst. Das macht mich zornig.«

Zorn, so fand er, stand ihr enorm gut. Also nahm er einen kräftigen Schluck vom Cognac und reichte ihn an Johanna weiter. Die setzte die Flasche an die Lippen und trank sie in einem Zug leer. Im Nu war sie vollkommen betrunken. Mit einem langen Blick besah sie sich das Schlachtfeld, in dem sie lagen, die leichten Blutspuren an ihren Oberschenkeln, die Flecken auf dem Laken. Das hatte so gar nichts Glamouröses oder gar Überwältigendes an sich, eher schon etwas Animalisches. Und es war so gar nicht das, was sie für ihr erstes Mal geplant hatte. Dieses alte Bett, dieses kleinbürgerliche Zimmer und diese alberne Brille auf dem spießbürgerlichen Nachtkastl – das roch zu sehr nach der Welt, aus der sie gerade aufgebrochen war, nach etwas Vertrautem, fast Heimeligem.

Wenn man sich die Einrichtung so ansieht, dachte sie, dann hätte ich es auch mit dem Kurti Mischkulnig von nebenan treiben können. Doch dann verdrängte sie den Gedanken an den Nachbarsjungen ihrer Favoritener Kindheit, der ihr immer unter den Rock hatte greifen wollen, schnell wieder. Sie war

kein kleines Mädchen mehr und Georg war nicht der Kurti, aus dem nichts Gescheites geworden war und sicher auch nichts mehr werden würde. Man sollte sich von der Umgebung nicht blenden lassen. Dieser hier, da war sie sich ziemlich sicher, war anders. Und auch sie war anders. Wenn die Freundinnen aus der Schulzeit sie jetzt so sehen könnten! Da lag sie im Bett mit einem Herrn vom Ministerium. Hätte schlimmer kommen können! Zumal er jung und nett und rücksichtsvoll war und seine Sache ja gar nicht mal so schlecht gemacht hatte.

Sie deutete auf das beschmierte Bettlaken. »Was wird wohl deine Wirtin dazu sagen?«

Da fing er an zu lachen, leise und mit für sein Alter ausgesprochen vielen kleinen Lachfältchen um die Augen. »Raus-schmeißen wird sie mich«, sagte er, »aber hochkant!«

Sein Lachen war ansteckend. Jetzt, dachte Johanna und betrachtete seine schmale Brust und die freundlichen Maulwurfsaugen, sah er richtig süß aus, ihr Georg vom Ministerium. Sie ließ ihre Hand über seinen Bauch gleiten.

»Komm«, schlug sie vor, »machen wir es noch einmal.«

»Wirklich?«, fragte er ungläubig, aber dennoch hoffnungsvoll.

»Na ja, jetzt ist eh schon alles wurscht, oder?«